


Gobst.

M. Rame!
illu!



Das Rosen-Fest.


1007-2808
 Neues

Unterhaltendes
 Lesebuch
 für
 Jünglinge u. Mädchen
 Zur Bildung ihrer Sitten
 &
 I^{tes} Bändchen mit Kupfern



Sc. Aus Amanda

Frankfurt u. Leipzig, 1808.



Inhalt.



	Seite
1. U ndankbarkeit.	I
2. Der Schein trügt.	23
3. Lobsucht.	42
4. Die eitle Constantine.	54
5. Das verschlafne Mädchen.	65
6. Veronika.	77
7. Honorie.	86

ohne Vater, ohne Mutter anfangen? Zu wem soll ich meine Zuflucht nehmen? Wer wird sich meiner erbarmen?

Bei diesen Worten trat Frau Ehrenhold in das Zimmer, keine wohlhabende, aber eine geschickte und rechtschaffene Frau. Sie hatte von jeher mit der Kranken auf einem vertrauten Fuße gelebt, und nahm an ihren Leiden den innigsten Antheil.

Liebe Freundin, sprach Frau Grünfeld, ich scheide gern von dieser Erde, auf der ich des Ungemachs genug ausgestanden habe. Nur Eines erschwert mir meinen Tod.

Sie sah mit Wehmuth nach ihrer Tochter hin. Wenn Du dich nicht ihrer annimmst, sprach sie zur Freundin, dann steht die Arme auf Gottes Welt verlassen da. Ich bitte dich, rath' ihr, hilf ihr, wenn ich nicht mehr bin.

Der Freundin rollten Thränen über die Wangen. Sie ergriff die Hand der Kranken. Ein leiser Druck derselben versprach der sterbenden Mutter Gewährung ihrer Bitte.

Nach drey Stunden athmete Frau Grünfeld zum letzten Male. Weinend lag die Tochter über der geliebten Leiche, und nur spät kehrte Trost und Beruhigung in ihr gebeugtes Herz.

Mit der Treue einer redlichen Freundin und dem Edelmuth einer rechtschaffenen Frau, nahm Frau Ehrenhold sich der zurückgelassenen Waise an. Helene fand in ihr eine zweyte Mutter. Sie wohnte bei ihr, wurde von ihr beköstigt, gekleidet, und in weiblichen Arbeiten unterrichtet.

Frau Ehrenhold nährte sich fast allein von ihrer Hände-⁶Arbeit. Sie nähte und stückte trefflich. Der Adel in der umliegenden Gegend beschäftigte sie oft so stark, daß sie bey

ihren vielen Arbeiten bisweilen auch die Nacht zu Hülfe nehmen mußte. Indes wußte man den Werth derselben nicht immer gehörig zu schätzen. Man bezahlte sie oft gering, und Frau Ehrenhold mußte sich der größten Sparsamkeit befleißigen, wenn sie mit ihren Einkünften ausreichen wollte.

Helene wurde von ihr mit Eifer im Nähen und Sticken unterwiesen. Die redliche Frau glaubte für das Wohl ihrer Ziehtochter nicht besser sorgen zu können, als wenn sie ihr Fertigkeiten zu eigen machte, durch die sie einst ihren Unterhalt erwerben konnte.

Ein Jahr lang bewies Helene den besten Willen, und lohnte die Liebe ihrer Wohlthäterinn mit Zuneigung, Gefälligkeit und Dank. Mit einem Male änderte sich aber ihre Gemüthsart. Sie gerieth in die Gesellschaft leichtsinniger Mädchen, und Frau Ehrenhold

vermuthete richtig, wenn sie diesem Umstande Helenens Sinnesänderung zuschrieb.

Helene wurde störrig, und verrichtete manche Arbeiten, die ihr die Wohlthäterinn auftrug, mit sichtbarem Unwillen. Es schien ihr unbillig, daß Frau Ehrenhold sie in Eizem fort mit Arbeiten plage, und sie so wenige Vergnügungen genießen lasse. Das letztere fand wirklich statt, Helene wurde mit aller Sorgfalt von den Zerstreuungen der jungen Welt zurückgehalten, und die Erlaubniß, sich durch ein unschuldiges Vergnügen zu erholen, erhielt sie nicht oft. Aber Frau Ehrenhold handelte in diesem Stücke als eine weise Frau. Sie kannte die bösen Lockungen und Versuchungen der Welt; sie wußte, daß Helene einst vielleicht nicht im Stande seyn werde, an den Zerstreuungen des Lebens großen Antheil zu nehmen, und daß man sich an nichts gewöhnen müsse, was

man sich einmal doch wieder abgewöhnen müßte. Auch war ihr aus eigener Erfahrung bekannt, daß nichts so sehr den Körper gesund, den Geist frisch und munter, das Herz unschuldig und heiter erhalte, als rasche, ununterbrochene Thätigkeit.

Daher das Bestreben der trefflichen Frau, ihre Ziehtochter, die sie als ein wichtiges Vermächtniß von ihrer vorstorbenen Freundin betrachte, an immerwährende Arbeitsamkeit und Enthalttsamkeit in Rücksicht der Zerstreuungen und Vergnügungen zu gewöhnen. Helene sah indeß die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkte an.

Frau Ehrenhold lebte einfach und kunstlos. Auf ihren Tisch kamen nur zwey Gerichte, und in ihrem Anzuge vermied sie alles, was mit etwas größerem Aufwande verbunden gewesen wäre. Auch Helene sollte sich an diese Einfachheit gewöhnen, und diese Angewöh-

nung ihr in Zukunft gute Dienste leisten. Aber Helene dachte hierüber ganz anders. Sie bezeigte über die Kost und die Kleider Unzufriedenheit. Sie glaubte, in beyder Hinsicht, eine bessere Behandlung zu verdienen.

Am unbilligsten schien es Helenen, daß die Arbeiten, die sie verfertigte, ihr nicht bezahlt wurden, sondern daß die Zahlung für dieselben Frau Ehrenhold zog. Sie vergaß ganz, daß diese gute Frau als Mutter an ihr handelte, daß sie sie ganz unterhielt, und daß sie ihre Fertigkeit in weiblichen Arbeiten einzig und allein der edelmüthigen Wohlthäterinn zu danken habe.

Helene fing an, sich sehr undankbar gegen Frau Ehrenhold zu bezeigen. Die Mädchen, mit denen sie bisweilen zusammenkam, bestärkten sie in ihrer Undankbarkeit. „Du könntest dir leicht selbst deinen Unterhalt verz-

dienen, sagten sie zu ihr. Dann könntest du auch mehr nach deinem Willen leben. Es ist zu arg, was die Ehrenhold mit dir treibt. Sie martert dich mit Arbeiten. Sie aber zieht das Geld dafür. Du hingegen mußt dich mit schlechten Kleidern, mit einer elenden Kost und einer engen Wohnung behelfen. Und wenn sie dir nur noch mehr Erholung erlaubte! Der Mensch ist, wahrhaftig! nicht bloß darum da, um sich für nichts zu plagen. Er muß sich auch freuen! Aber du kannst deines Lebens nicht froh werden.“ —

Solche Worte machten auf Helene tiefen Eindruck. Nichts schien ihr so wahr, als daß sie von Frau Ehrenhold ungerecht behandelt werde. Sie vergaß, was sie ihrer Wohlthäterinn schuldig war. Daran dachte sie nicht, daß, wenn diese treffliche Frau nicht gewesen wäre, sie von aller Welt ver-

lassen da gestanden hätte, ohne Rath und ohne Hülfe. Sie vergaß, wie edelmüthig sich ihre Wohlthäterinn ihrer angenommen, wie eifrig sie sie in nützlichen Handarbeiten unterrichtet, wie sorgfältig sie sie immer zum Guten angeleitet hatte.

Frau Ehrenhold bemerkte mit tiefem Schmerz Helenens Veränderung, ihre Verdrießlichkeit bey der Arbeit, ihre Unzufriedenheit mit ihrer ganzen Lage, ihr schnippisches Wesen, wenn sie wohlgemeynte Erinnerungen erhielt. Aus manchen abgebrochenen Reden merkte sie, daß Helene sich von ihr wegsehne.

Hätte Frau Ehrenhold den ersten Empfindungen ihres Herzens gefolgt, so würde sie die Undankbare sogleich aus ihrem Hause gewiesen haben; denn für ein fühlendes Gemüth ist Undank immer sehr schmerzlich. Aber vor ihr stand die sterbende Freundin, sie

glaubte ihre Worte zu vernehmen: „Ich bitte dich, rathe Helenen, hilf ihr, wenn ich nicht mehr bin!“ Lebhaft beschäftigte ihr Herz auch der Gedanke, daß Helene ihrem Verderben zuweilen würde, wenn sie schon jetzt ohne Leitung in das Gewirre der Welt käme. Dieß alles mäßigte ihren gerechten Unwillen, und sie ließ sich von Helenen manches Unangenehme gefallen.

Doch statt daß Helene hierinn den Edelzimuth ihrer Freundin erkannt hätte, glaubte sie vielmehr darin die Besorgniß zu erblicken, Helenen zu verlieren, und wurde immer unbescheidner, immer unerträglicher.

Es vergieng wieder ein Jahr. Helenens Undankbarkeit wuchs mit jedem Tage, und erfüllte das Herz der edlen Frau Ehrenhold mit Unmuth und Schmerz. Ich hoffte, dachte sie bey sich, in diesem unerkennlichen Mädchen eine dankbare Tochter, und für

mein Alter eine Stütze zu erziehen. Wie sehr habe ich mich getäuscht!

Es entstand eine große Theurung. Frau Ehrenhold mußte sich sehr einschränken, um auszukommen. Zu ihrem Glück bekam sie viel Arbeit. Aber ihre Emsigkeit war so groß, daß ihr Körper darunter litt. Sie fing an zu kränkeln, und manche Arbeiten, besonders die feineren, blieben liegen. Sie freute sich, daß sie Helenen zur Hand hatte. Aber ihre Freude währte nicht lange.

Helenen geschah von einer Baronesse, die auf dem Lande auf ihren Gütern lebte, der Antrag, bey ihr die Stelle einer Kammerjungfer anzunehmen. Helene bedachte sich nicht lange. Sie vergaß, was sie ihrer bisherigen Wohlthäterinn schuldig war; sie dachte nicht daran, daß sie derselben in ihren jetzigen Umständen fast unentbehrlich, und daß es ihre Pflicht sey, sie nicht zu

verlassen. Dieß alles vergaß sie, versprach sich der Baronesse, und kündigte dieß der kränkenden Ehrenhold an.

Frau Ehrenhold gerieth darüber in keine kleine Verlegenheit. Was willst du thun, Helene? sprach sie. Bedenke, daß ich krank bin, daß ich deiner jetzt mehr als sonst bedarf, daß ich immer hoffte, du werdest in solchen Umständen mein Trost und meine Stütze seyn.

Aber Helene blieb unbeweglich.. Sie bemerkte, daß sie einmal ihr Wort gegeben habe, und es nicht mehr zurücknehmen könne.

Frau Ehrenhold empfand einen gerechten Schmerz darüber, daß ihre Ziehtochter ohne weiters ihr Wort gegeben habe. Habe ich nicht als Mutter an ihr gehandelt? dachte sie bey sich: hätte sie mich nicht bey einem so wichtigen Schritte zu Rathe ziehen solz

ten? — O Helene, du lohnest meine guten Absichten mit dir mit schönem Undank.

Nach wenigen Tagen verließ Helene wirklich die Wohnung ihrer Wohlthäterinn. Sie dankte ihr für das Gute, das sie bey ihr genossen hatte, aber so kalt, so einsylbig, daß Frau Ehrenhold den tiefsten Schmerz darüber empfand. Ihr Herz blutete über diese Undankbarkeit.

Was die gute Ehrenhold besorgt hatte, geschah wirklich. Sie gerieth in große Verlegenheit. Ihre Kränklichkeit vermehrte sich, sie konnte nur wenig arbeiten, und der natürliche Erfolg davon war, daß sie zu darben anfang. Sie besaß ein Paar Acker, die sie von ihren Aeltern geerbt hatte. Diese mußte sie verkaufen. — Sie that es mit vielem Schmerze, denn als ein Andenken von ihren Aeltern waren ihr die Grundstücke immer über alles theuer gewesen.

Daß für die Aecker eingegangene Geld sicherte Frau Ehrenhold ein Jahr lang vor drückender Noth. Aber jetzt war es fast ganz ausgegeben, und sie sah einer traurigen Zukunft entgegen. Denn noch immer konnte sie wenig verdienen. Es trat der Winter ein, und mit ihm eine abermalige große Theurung. Voll Sorgen verlebte die würdige Frau Ehrenhold ihre Tage. Oft dachte sie mit tiefem Schmerz an Helenen. „Wäre diese dankbar gewesen, und hätte sie mich nicht verlassen, sprach sie, so müßte ich mich nicht so sehr mit Nahrungssorgen quälen.“

Ganz unerwartet erschien Helene mit ihrer Herrschaft in der Stadt, in welcher Frau Ehrenhold wohnte, um in derselben den Winter zuzubringen. Die gute Ehrenhold hoffte, daß sie von ihr öfters werde besucht werden. Wie sehr irrte sie sich. Es vers

ging ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern, und Helene kam nicht. Ein einziges Mal ging sie bey der Wohnung ihrer einstigen Wohlthäterinn vorüber. Frau Ehrenhold stand am Fenster. Helene erblickte sie. Schnell wandte sie aber ihr Auge von dem Fenster weg, und that so, als hätte sie Frau Ehrenholdinn nicht gesehen.

Dieses unedle, häßliche Betragen Helenens wirkte auf Frau Ehrenhold sehr unangenehm. Es traten ihr Thränen in die Augen. Mein Gott; seufzte sie, was giebt es doch für Menschen auf der Welt! Habe ich an Helenen nicht alles gethan, was in meinen Kräften stand, habe ich gegen sie nicht alle Pflichten treu und redlich erfüllt! Verdienne ich es wohl, daß sie mich jetzt so sehr vernachlässigt? daß sie mich nicht einmal ihres Anblicks würdigt?

Frau Ehrenhold sollte noch öfter gekränkt werden. Sie traf mehrmals mit Helenen zufälliger Weise zusammen, ohne daß diese sie mit der nöthigen Achtung behandelte. Ein einziges Mal sprach Helene mit ihr, und fragte sie, wie es ihr gehe.

Frau Ehrenhold wollte ihr nun ihre traurige Lage schildern; aber Helene unterbrach sie mit den Worten: Es leidet jetzt alles! — wandte sich von ihr weg, und ging davon.

Glücklicher Weise erweckte Gott das Herz einer sehr braven Familie für Frau Ehrenhold. Diese Familie nahm sich ihrer auf das liebeichste an, bezahlte für sie die Wohnung, versorgte sie mit Holz, mit Kost und mancherley Lebensbedürfnissen. Ihr Herz wurde durch diese Wohlthaten sehr gerührt. Oft lag sie auf ihren Knieen, blickte mit Thränen im Auge gen Himmel, und sagte: Ich danke dir, Gott! daß du mir so edle Wohl-

thäter geschenkt hast. Ich habe nichts um sie verdient, und doch nehmen sie sich meiner so gütig an, während Helene, für die ich Mutter gewesen bin, mich in meiner Noth gänzlich verläßt.

Manche gute Menschen hörten von Helenens Undankbarkeit, und wurden unwillig auf sie. Tiefe Verachtung wurde ihr zu Theil; denn Undankbarkeit würdigt den Menschen bey allen Guten und Edlen herab.

Ein Paar Jahre lang gieng es Helenen äußerlich wohl. Sie wußte von keinen Sorgen, von keinem Ungemach. Aber nun versfinsterte sich ihr Glückstern. Die Baronesse, die durch das unordentliche, verschwenderische Leben ihres Gemahls einen großen Theil ihrer Güter verlor, mußte sich in ihrer Haushaltung einschränken. Sie entließ mehrere von ihrer Dienerschaft. Unter diesen befand sich auch Helene. Sie wäre in Verz-

Augen ihr um den Hals fiel. Sie weinte bitterlich. Edle, edle Frau! meine Wohlthäterinn! meine Mutter! rief sie aus. Können Sie mir vergeben? Ich habe schlecht an Ihnen gehandelt! ich fühle es tief! Ich will alles wieder gut machen. Ich will für Sie arbeiten! ich will Sie pflegen! ich will Ihre dankbare Tochter seyn! Nehmen Sie mich nur wieder als Ihre Tochter an! Ach, ich bin unglücklich, sehr unglücklich! —

Frau Ehrenhold wurde erschüttert. Ihre tiefe Abneigung gegen Helenen verschwand bey den letzten Worten derselben ganz. — Sie ließ sich von der Unglücklichen alles erzählen.

Du bleibst bey mir, Helene! sprach Frau Ehrenhold. Ich sehe dich von dieser Stunde an wieder als meine Tochter an.

Trostvollere Worte konnte Helene in diesen Augenblicken nicht hören. Sie sank ihr

rer Wohlthäterinn von neuem an die Brust, und suchte ihr gepreßtes Herz durch Thränen zu erleichtern.

Noch an diesem Tage eilte Helene auf den Gottesacker. Sie suchte das Grab ihrer Mutter auf, bestreute es mit einigen Blumen, und sank bey demselben auf ihre Kniee: Geist meiner Mutter, seufzte sie, siehe herab auf deine verirrte Tochter. Ach, sie hat bis jetzt nicht so gelebt, wie du einst wünschtest. Sie ist dir eine lange Zeit hindurch sehr unähnlich gewesen! Aber sie will sich bessern; sie gelobt es dir an deinem Grabe!

Betröstet kehrte Helene von der Ruhestätte der Mutter zu Frau Ehrenhold zurück. Was sie dieser versprochen hatte, leistete sie wirklich. Sie arbeitete unermüdet fort, und theilte das Erworbene mit ihrer Wohlthäterinn.

Frau Ehrenhold hatte von nun an noch viele heitre Tage. Helene war bald der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe. Sie erleichterten sich einander auf alle Weise das Leben. Auf die Gesundheit der guten Ehrenhold hatte dieß den besten Einfluß. Sie erhielt neue Kräfte, und lebte noch eine lange Reihe von Jahren.

Ein Kind kann an dem Sarge einer geliebten Mutter keinen größeren Schmerz fühlen, als Helene an der entseelten Hülle ihrer Wohlthäterinn empfand. Oft besuchte sie das Grab derselben, und auf die Asche der Verewigten flossen viele Thränen der Wehmuth, der Liebe und Dankbarkeit.



2.

Der Schein trügt.

Eleonore war die Tochter eines wohlhabenden Mannes, der mehrere Güter besaß. Im Winter hielt er sich in der Stadt auf, im Sommer lebte er auf dem Lande. Er hieß: Friedrich von Reichenstein.

Eleonore wurde vernünftig erzogen. Sie war verständiger und besser gesinnt, als die meisten Kinder reicher Leute. Daß ihr Vater ein begüterter Mann war, machte sie nicht stolz; daß er aber ein gar lieber, guter Vater war, darüber freute sie sich herzlich. —

In der Stadt genoß Eleonore viele Freuden. Aber auf dem Lande gefiel es ihr noch besser. Kam das Frühjahr, so wuchs ihre Heiterkeit. Mit Sehnsucht sah sie dem Tag entgegen, an welchem sie mit den Aeltern die Stadt verließ, und auf eines von den Familiengütern des Vaters reiste.

Herr von Reichenstein lächelte immer über die Ungeduld, mit welcher Eleonore den gedachten Tag erwartete. Du bist sehr undankbar gegen die Stadt, bemerkte er mit freundlicher Miene. Sie gewährt dir doch viele Freude. Du kannst hier mehr Besuche machen und bekommen, als auf dem Lande. Du besuchst bisweilen ein Concert, dann und wann das Theater, und in den letzten Faschingen ein Paar Mal die Redoute. Alle diese Freuden kannst du nur in der Stadt genießen. Und doch ziehst du ihr das Land vor. Das heiße ich undankbar!

Eleonore

Eleonore wußte wohl, daß es der Vater mit solchen Bemerkungen nicht ernstlich meinte, und daß er selbst für das Land mehr eingenommen sey als für die Stadt. Indes blieb sie keine Antwort schuldig. Die Stadt hat auch ihre Freuden, sagte sie mehrmals, aber besser ist besser. Vielen wird es freylich scheinen, als wenn das Stadtleben dem Landleben weit vorzuziehen sey. Aber der Schein trügt. In der Stadt giebt's des Elendes genug. Freylich ist es ein glänzendes Elend; aber Elend bleibt es doch. Ich liebe mir das Land. Ich liebe Gottes freye Natur. Was sind Bälle, Schauspiele und Concerte gegen die beblühten Wiesen, gegen die anmuthigen Thäler und Hügel, gegen die fischreichen Teiche, gegen die Wunder der Schöpfung, die man nur auf dem Lande in ihrem ganzen Umfange mit Herzlichkeit und ungestört genießen kann!

Aufs Land, aufs Land, da steht mein Sinn
So einzig, ach! so einzig hin!
Da lebt sichs gut, da lebt sichs froh,
Und nirgends, nirgends lebt sichs so!

Herr von Reichenstein hörte mit innigster Freude der Tochter zu, wenn sie so sprach. Oft drückte er sie mit väterlicher Liebe an sein Herz, und nannte sie seine Freude, seinen Stolz, sein höchstes Lebensglück.

Thalfels hieß das Gut, auf welchem sich Herr von Reichenstein am liebsten aufhielt. Es lag in einer anmuthigen Gegend, und die Bewohner des Ortes waren ein sehr guter Schlag von Menschen. Auch Eleonore gefiel es in Thalfels am besten, und für sie war es immer die freudigste Nachricht, wenn es hieß: Diesen Sommer werden wir in Thalfels zubringen.

Eleonore war mit den meisten Bewohnern dieses Ortes bekannt, und von ihnen herzlich

geliebt. Nur ein Mensch hatte für sie so viel widriges, daß sie ihn nur ungerne ansah, wenn dieß geschehen mußte. Mit aller Sorgfalt vermied sie es, ihm zu begegnen, oder mit ihm irgendwo zusammen zu treffen. Er hieß Adam Walten, und mochte in seinem achtzehnten Jahre stehen.

Mehrmals hörte der Vater Eleonore über diesen jungen Menschen ungünstig urtheilen. Er billigte dieß nicht. Du bist doch sonst sehr gerecht und menschenfreundlich, sprach er einige Male zu ihr. Wie kommt es, daß du den Adam Walten so streng richtest?

Ach Vater, antwortete Eleonore, ich weiß nicht, warum mir dieser Mensch so sehr mißfällt. Er hat mich nie beleidigt, aber ich kann ihm nicht gut seyn, ich kann kein Vertrauen zu ihm fassen. Sein Gesicht verz

räth nichts Gutes. Es scheint mir ein schlimmer, tückischer Mensch zu seyn.

Meine Tochter, versetzte der Vater sehr ernsthaft, du hast mit wenigen Worten sehr viel gesagt. Ich wünsche, daß sie gerecht seyn mögen.

Eleonore gerieth in einige Verlegenheit. Sie fühlte es, daß sie über Adam Walten sehr hart, vielleicht allzuhart geurtheilt habe. Das Blut stieg ihr in die Wangen, und sie verstummte.

Nach einigen Tagen erzählte Herr von Reichenstein Eleonoren, daß er sich um Adam Walten genauer erkundigt, und erfahren habe, daß er ein thätiger, ehrlicher und sehr dienstfertiger Mensch sey.

Eleonore wollte etwas dagegen sagen, und fing wieder an, von seinem Gesichte zu sprechen. Aber der Vater unterbrach sie. Nach so etwas beurtheilt man den Menschen nicht,

sprach er. Der Schein trügt. Eleonore sagte weiter kein Wort.

Nach einigen Wochen feyerte Eleonore ihren Namenstag. Das junge Volk von Thalsfels versammelte sich auf dem Edelhofe, und brachte ihr Glückwünsche, Blumensträußer und Kränze. Auch Adam Walten war zugegen. Auch er reichte Eleonoren einen Strauß. Aber sie that so, als bemerke sie ihn nicht, wendete sich schnell um, und Adam konnte sein Geschenk nicht anbringen.

Dies schmerzte den jungen Menschen sehr. Er hatte schon sonst bemerkt, daß Eleonore ihm nicht gewogen sey. Seinem Herzen that dieß außerordentlich weh, denn er war ihr mit ganzer Seele ergeben. Heute wollte er sie aber für sich gewinnen, und freute sich schon lange auf diesen Tag. Mit aller Sorgfalt hatte er die schönsten Blumen des Gartens und Feldes gepflückt, und sie mit vieler

Kunst zu einem Strauße gebunden. Mit einigen herzlichen Worten wollte er diesen überreichen. Wie schmerzhaft mußte es für ihn seyn, daß Eleonore sich mit solcher Hastigkeit von ihm wegwandte. Er fühlte es wohl, daß sie dieß absichtlich gethan habe, und seine Betrübniß darüber war so groß, daß sich Thränen in seine Augen drängten. Mit Kummer und Schmerz verließ er den Edelhof.

Eine Woche darauf gieng Eleonore mit ihrer Gouvernante spazieren. Sie war ungemein heiter und munter. Fröhlich hüpfte sie über grüne Wiesen nach einem der Teiche. Hier mußte sie über einen schmalen Steg. Sie wollte schnell hinüber. Unglücklicher Weise verlor sie das Gleichgewicht, und fiel in den Teich, der schon an seinen Ufern von beträchtlicher Tiefe war.

Die Gouvernante erschrad auf's heftigste. Sie erhob ein großes Geschrey. Eleonore suchte sich über dem Wasser zu erhalten. Vergebens! sie sank immer tiefer. Das Geschrey der Gouvernante dauerte fort, und wurde immer heftiger.

Adam Walten befand sich in der Nähe. Er hörte das Geschrey, und lief nach dem Teiche zu. Kaum vernahm er das Unglück, so sprang er in den Teich. Er konnte nur wenig schwimmen, aber es schien ihm Pflicht, zu versuchen, ob er Eleonoren retten könne.

Gott stand dem braven Jüngling bey. Er faßte Eleonoren, und zog sie glücklich an's Ufer. Aber es war bereits Wasser in ihren Mund gedrungen. Sie schien halbtodt. Walten nahm sie in den Arm, und eilte mit ihr nach dem Edelhofe. Hier gerieth alles in Aufruhr und Bestürzung. Der Arzt

eilte herbey. Alle Mittel wurden angewandt, die Unglückliche zu retten, und Gott segnete die Bemühungen. Eleonore erwachte ins Leben. Nach einigen Tagen war sie ganz hergestellt.

Wer wurde jetzt dankbarer gepriesen als Adam Walten, Eleonorens Erretter! Als diese hörte, daß er sie, mit Gefahr seines eigenen Lebens, gerettet habe, war ihr Auge mit Thränen gefüllt, ihr Herz voll der edelsten Rührung. Ich habe Walten bisher verkannt, ich habe ihn nicht für so gut gehalten, sprach sie. Er und Gott mögen es mir vergeben. Ach, wie sehr, wie sehr trügt der Schein.

Adam Walten wurde auf den Edelhof gerufen. Herr von Reichenstein und seine Frau dankten ihm sehr verbindlich für die Rettung ihrer Tochter, und machten ihm

mit einem großen, fruchtbaren Acker ein Geschenk.

Auch Eleonore ließ ihn vor sich kommen. Ihre Thränen flossen, als sie ihm dankte. Das that Waltens Herzen ungemein wohl. Er weinte, gleich einem Kinde. Seine Thränen waren Thränen der Freude über Eleonorens freundliches Benehmen gegen ihn.

Groß war das Geschenk in Waltens Augen, das ihm die Herrschaft gemacht hatte, und der ganze Ort pries ihn deshalb glücklich. Aber mehr Freude als der Acker machte ihm Eleonorens Freundlichkeit, mit der sie ihn behandelt hatte: denn Walten hatte ein weiches, gutes Herz.

Von nun an erschien Adam Eleonore in einem ganz andern Lichte. Nie hätte ich geglaubt, sagte sie oft, daß in diesem Menschen eine so liebe, gute Seele wohnen könne.

Das laß dir für immer zur Lehre und zur Warnung dienen, bemerkte der Vater. Die Nachtigall ist äußerlich nicht schön; aber sie singt trefflich. Mancher Mensch hat einen unansehnlichen Körper, aber eine schöne Seele, ein gutes, frommes, liebenswürdiges Herz. Der Schein trügt, und darum urtheilt der gute, verständige Mensch nicht nach dem Aeußerlichen, sondern nach dem Innern.

Wenn Eleonoren jetzt dem guten Walten begegnete, so war ihr dieß immer sehr angenehm; sie blickte freundlich nach ihm, und redete ihn oft mit vieler Güte an. Bisweilen schickte sie ihm auch ein Geschenk, und wenn sie Jemanden aus dem Orte zu irgend einem Dienste nöthig hatte, so ließ sie Niemanden anders rufen als ihn.

Als Eleonore in ihrem zwanzigsten Jahre stand, besuchten zwei junge Edelleute das

Haus ihres Vaters. Der eine hieß Wilhelm von Sillingen, und war ein äußerst höflicher, zuvorkommender Mann. Der andere — Eduard von Braunsfeld — war sehr ernst, und sprach in Gesellschaften sehr wenig.

Sillingen bezeugte Eleonoren große Aufmerksamkeit. Er sagte ihr viel Schmeichelfhaftes, lobte ihre Schönheit, ihren Verstand und ihr Herz, versicherte sie an manchem Tage wohl hundert Mal von seiner großen Hochachtung für sie, und schien sich überaus glücklich zu fühlen, wenn er ihr eine Gefälligkeit erweisen konnte. Sein Wesen war immerfort freundlich und heiter.

Auf Eleonoren machte dieß alles den besten Eindruck. Sie war von seiner Artigkeit fast bezaubert, und sagte oft von ihm: Das nenne ich mir einen feinen, galanten Mann.

Weniger gefiel ihr Eduard von Braunfeld. Sein gefektes, ernstes Wesen, seine Besonnenheit und seine Ungeschicklichkeit, Jes manden etwas Schmeichelhaftes zu sagen, ließ glauben, daß er sehr wenig Gefühl besitze. Daher war auch Eleonore auf ihn weniger aufmerksam als auf Wilhelm von Sillingen.

Diese zwey jungen Männer bewarben sich zu gleicher Zeit um Eleonorens Hand. Jeder wünschte sie zu seiner Gattinn. Eleonore schätzte beyde, aber zu Sillingen hatte sie mehr Neigung.

Sie sprach über diesen Gegenstand mit ihren Aeltern sehr offen. Ihr Vater schüttelte den Kopf, als sie den jungen von Sillingen auf eine übertriebne Weise lobte, und von Braunfeld mit etwas Gleichgültigkeit sprach. Meine Tochter, sprach der Vater, du weißt es: Der Schein trügt. Manche Men-

schen kommen uns äußerlich schlimmer, manche aber auch besser vor, als sie wirklich sind. Man muß daher — was ich dir schon oft gesagt habe — alles nach seinem Innern, nicht nach dem Aeuffern beurtheilen. — Sillingen hat ein angenehmes Aeuffertliche, aber keine feste Denkungsart, und von seinem Herzen spricht man nicht zum Besten. Braunfeld hat in seinem Aeuffern nicht viel Empfehlendes, aber er hat Verstand, Kenntnisse, Einsichten und ein treffliches Herz. Er ist kein geschmeidiger, aber ein männlicher Mann, und dieß sind die wahren Männer.

Eleonore beherzigte die Worte ihres Vaters. Sie beobachtete beyde junge Edelleute genauer, und fand, daß Sillingen allerdings ein angenehmer Schwäger, aber ein Mann von wenig Geist und Festigkeit sey.

Dahingegen bemerkte sie bey Braunsfeld fast mit jedem Tage eine neue gute Eigenschaft.

Es stand nicht lange an, so bekam Herr von Reichenstein einen Besuch von seinem Bruder. Eleonore hatte ihren Onkel viele Jahre lang nicht gesehen, und freute sich sehr über seine Ankunft. Ich gratulire, liebe Nichte, zum Brautstande! rief er ihr entgegen.

Eleonore wollte ihn nicht verstehen. Ey, so ziere dich doch nicht, sprach der Onkel, ich weiß, du bist Braut. Ich hätte nur gewünscht, daß du einen besseren Bräutigam bekommen hättest! Aber so gehts, wenn man Niemanden um Rath fragt. Ich hätte dir Manches sagen können, das dir nützlich gewesen wäre. Nun ist's zu spät!

Eleonore versicherte, sie wisse nicht, was der Onkel wolle. Sie sey noch keine Braut,

und deßhalb habe sie ihn auch noch nicht um Rath fragen können.

Wie? rief der Onkel aus, du bist wirklich noch nicht Braut? Aber doch nahe daran, eine zu werden?

Man wirbt um mich, versetzte Eleonore, aber ich habe mich noch nicht entschieden.

Bravissimo! rief der Onkel aus, da ist noch Rettung möglich. Das Schäfchen kann noch dem Rachen des hungrigen Welses entrissen werden! So höre mich denn an. Ich trete in dem nächsten Wirthshause von diesem Orte ab, und trinke in einem Winkel eine Tasse Kaffee. In demselben Zimmer toben dir einige Junkers herum, darunter denn auch der junge Sillingen. Schon lange kenn' ich den Zeisig als einen großen Verschwender, einen falschen Spieler und den ärgsten Schwäger von der Welt. Er kennt mich auch. Aber in meinen Reiz

sekleidern erkannt' er mich nicht. Gegen seine Kameraden ließ er sich nun aus, er sey Bräutigam, du seine Braut, und er nahe daran, ein reicher Kavalier zu werden. Er heirathe dich, sprach er, aus vollem Halse lachend, bloß des Geldes wegen. Du selbst wärest ihm sehr gleichgültig. Er machte sich über dich tüchtig lustig.

Eleonorens Herz wurde bey diesen Reden heftig angegriffen. Sie wußte kein Wort zu sprechen. Ihr Gesicht veränderte mit jedem Augenblick die Farbe. Was habe ich gesagt, sprach der Vater: Der Schein trügt! Auf glatte Worte sollte man nie trauen. Sie sind glatte Stege über einen Abgrund. Man stürzt von ihnen leicht hinab. —

Wenn nicht ein braver Freund uns festhält! versetzte die Mutter, und der Onkel klopfte ihr freundlich lächelnd auf die Schulter.

Fallen sollst du mir nicht in den Abgrund, sprach der Onkel. Folge nur meinem Rathe, und suche den Taugenichts Sillingen von dir zu entfernen. Eleonore versprach dieß.

Des Abends erschien Sillingen. Er war unerschöpflich in Schmeicheleyen gegen Eleonore. Sie hörte sie mit Kälte und Verachtung an. Als sie dieß einige Tage nach einander wiederholte, merkte Sillingen, was bey ihr vorgegangen war, und erschien seltner. Kurze Zeit darauf wurde Eleonore Braunfelds Braut. Sillingen ließ sich nicht wieder sehen.

Der wackre Adam Walten mußte mit bey der Hochzeit seyn. Er benahm sich recht ehrbar und zierlich dabey, und fühlte sich unaussprechlich glücklich. Braunfeld machte Eleonore wahrhaft glücklich. Das Sprichwort: „Der Schein trügt hielt sie allezeit in Ehren.“

3.

L o b s u c h t.

Freundlich und fröhlich näherte sich Justinchen der Mutter mit dem Strickkörbchen. Sieh, liebe Mutter, sprach sie, das Leibchen für Wilhelm ist fertig. Was ich gestern gesagt habe, ist doch eingetroffen. — Mancher wollte es nicht glauben, daß ich heute fertig werden würde. Wie freut es mich, daß ich sie eines bessern belehren kann! Aber ich bin auch recht fleißig gewesen, und dabey habe ich doch nichts übereilt. Sieh das Leibchen an, Mutter! du wirst finden, daß es recht nett gestrickt ist!

Die Mutter besah Justinchens Arbeit. Ich bin damit zufrieden! sagte sie. Weiter sagte sie aber auch kein Wort.

Damit war Justinchen gar nicht zufrieden. Sie hatte sich auf ein großes Lob gefaßt gemacht, und von der Mutter eine lange Beyfallsrede erwartet. Jetzt mußte sie sich mit den magern Worten begnügen: Ich bin damit zufrieden!

Justinchen verlor plötzlich ihre Heiterkeit, sie wurde einsylbig, und ließ ihr Köpfchen hängen. Der Mutter entgieng dieß alles nicht; auch errieth sie leicht, woher es kam. Aber sie sagte weiter kein Wort, sondern schwieg aus guten Gründen.

Nicht lange darauf befand sich Justinchen bey ihrer verheiratheten Schwester Mariane. Diese hatte mehrere Mädchen zu sich kommen lassen, und wartete ihnen mit Schokolade auf. Justinchen konnte die Harfe spie-

len. Mehrere Freundinnen bathen sie, ihnen etwas vorzuspielen. Sie entschloß sich dazu nach vielem Weigern. Ich kann nicht viel, sprach sie mehrmals, bis sie sich endlich an die Harfe setzte, und mit der Bitte, sie mit Nachsicht und Schonung zu beurtheilen, zu spielen anfang.

Justinchen spielte nicht übel. Als sie mit einigen Arien fertig war, sagten die anwesenden Mädchen: Das war ganz hübsch, Justinchen! Weiter sagten sie aber auch nichts. —

Damit war Justinchen abermals nicht zufrieden. Ob sie gleich vorher wiederholt versichert hatte, daß sie schlecht spiele, daß sie auf der Harfe nicht viel verstehe: so wünschte sie doch jetzt in ihrem Herzen, daß man sie laut lobe, und ihr Beyfall zuflatsche. Da dieses nicht geschah, wurde sie mißmuthig, ließ ihr Köpfchen abermals

hängen, und hatte in der Gesellschaft keinen frohen Augenblick mehr. Ihre Freundinnen fragten sie, was ihr fehle; dadurch wurde sie noch verdrießlicher, und gieng nach Hause.

Die Mutter sah es ihr an, daß ihr etwas auf dem Herzen liege. Du kehrest nicht heiter aus der Gesellschaft zurück, liebe Tochter! sprach sie; es ist dir doch nichts Unangenehmes begegnet?

Justine suchte ihren sichtbaren Mißmuth zu entschuldigen, aber die Mutter bemerkte bald, daß der lobsuchtigen Tochter nicht nach Wunsch geschmeichelt worden, und daß sie deshalb in übler Laune sey.

Liebe Justine, sprach die Mutter, komm' und setze dich zu mir. Schon längst wollte ich dir eine kurze Geschichte erzählen; ich will es heute thun.

Justine setzte sich zu der Mutter auf das Kanapee, und diese erzählte Folgendes:

Nicht weit von hier lebte in meiner Jugend ein Mann, Namens Hilarius. Er war aus einem fremden Lande ohne alles Vermögen in diese Gegend gekommen. Sein artiges Aeussere empfahl ihn sehr. Er war ein guter Gesellschafter, und man lud ihn oft in die besten Häuser. Jeder Zirkel wurde durch ihn belebt. Viel Glück machte er besonders bey dem weiblichen Geschlechte. Nicht als wenn er sich gerade durch viel Geist empfohlen hätte — darauf nimmt unser Geschlecht oft zu wenig Rücksicht; seine Munterkeit, seine Unterhaltungsgabe, seine zuvorkommende Höflichkeit und seine hübsche Figur — dieß nahm Mädchen und Frauen für ihn ein, und bewog sie, ihn andern Männern vorzuziehen, die ihn an Geist, Einsicht und Charakter weit übertrafen.

Hilarius wußte die gute Stimmung für ihn wohl zu benutzen. Er both einer

reichen Kaufmannstochter die Hand, und erhielt sie — obgleich ihre Aeltern eine Zeitlang dagegen waren — endlich zur Frau, trat mit seinem Schwiegervater in Compagnie, und wurde ein reicher Mann.

Da man ihn überall gerne sah, und alles, was er sprach und that, mit lautem Beyfalle belohnte, so war es sehr natürlich, daß er eine etwas hohe Meynung von sich bekam, und endlich des Glaubens war, man müsse ihn überall und immer loben. Lobsucht war auf diese Weise die schwächste Seite seines Herzens.

Viele kannten diese schwache Seite, und benutzten sie zu ihrem Vortheile. Er mochte reden und thun, was er wollte, sie rühmten alles, und wirkten dadurch so sehr auf ihn, daß sie ihn nach ihrem Willen lenken konnten. Nach und nach bildete sich ein großes Heer von Schmeichlern, die ihn wie Mücken

umgaben, an seiner wohlbesetzten Tafel schwelgten, und ihn zu manchen Thorheiten verleiteten. Das machte die leidige Lobsucht.

In seinem Vaterlande hatte Hilarius eine Schwester, die unglücklich verheirathet war. Lange Zeit hatte er an sie nicht gedacht; einmal aber fiel es ihm ein, sie zu unterstützen. Er schrieb nach ihrem Wohnorte, erhielt aber keine Antwort. Ein Jahr darauf hörte er von einem Reisenden aus jener Gegend, daß seine Schwester Henriette sich in ein anderes Ländchen gezogen habe, und daß ihr Mann todt sey. Dieß bestimmte Herrn Hilarius noch mehr, sich ihrer anzunehmen, allein sie war durchaus nicht zu erforschen.

Hilarius lebte in Lust und Freude fort. Er that viel Gutes, aber er that es nicht um des Guten willen, sondern um gelobt zu

wer-

werden. Sah er voraus, daß irgend eine Handlung von ihm gelobt werden würde, so verrichtete er sie gewiß. Mußte er aber besorgen, daß sie verschwiegen und also auch ungerühmt bleiben werde, so unterließ er sie gewöhnlich, auch wenn sie noch so gut und edel seyn mochte.

Eines Jahres war in dieser Gegend eine große Theurung. Viele Armen kamen dabei fast um ihr Leben. Es näherte sich der Winter, und die Noth stieg mit jedem Tage. Viele Elende nahmen zu Hilarius ihre Zuflucht; er half ihnen, und wurde — was ihm sehr schmeichelte — als ein Wohlthäter und Vater der Armuth gepriesen.

Die Obrigkeit der Stadt, in der er wohnte, hielt es für nöthig, alle Armen, die nicht zur Stadt gehörten, abzuweisen. Auf diesen Befehl wurde mit aller Strenge gehalten.

Eines Nachmittags wollte eine arme Frau mit zwey Kindern in die Stadt. Sie wurde aber an den Thoren — trotz ihrem vielen Flehen — zurückgewiesen. Die Kälte war streng, der Abend da. Hilarius ritt spazieren. Er traf auf dem Wege jene Frau an. Sie flehte ihn um Hilfe, und erzählte, wie sie von der Thorwache fortgewiesen worden wäre.

Die arme Frau dauerte ihn. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sie in der Vorstadt unterzubringen. Aber er dachte: dafür lobte mich kein Mensch, und ritt vorbei, nachdem er der Armen einen halben Gulden zugeworfen hatte. Den Tag darauf fand man die Frau mit ihren Kindern todt auf der Landstraße liegen. Ihre Mattigkeit gestattete ihr nicht, das nächste Dorf zu erreichen; die Nacht überfiel sie; sie sank entkräftet in den Schnee, und erfror mit ihren Kin-

dern. Nach einer näheren Untersuchung fand es sich, daß die Unglückliche des Hilarius — Schwester war.

Auf den Bruder machte dieser Vorfall einen starken Eindruck; sich selbst sah er als die Ursache desselben an, und verwünschte seine Lobsucht, die im Grunde einzig und allein Schuld daran war, daß er sich Henriettens nicht angenommen hatte. Es vergingen mehrere Monate, bis er sich darüber beruhigen konnte.

Die leidige Lobsucht zog ihm noch viele andere Uebel zu. Viele hielten sich durch das Lob, das ihm überall, aus eigennützigen Absichten, ertheilt wurde, beleidigt, und suchten ihn bey vorkommenden Gelegenheiten zu demüthigen. Seine Schmeichler hingegen verleiteten ihn zur Verschwendung. Er gab oft große Tafel. Bey ihm trank man die besten Weine, und aß die schmack-

hastesten Gerichte. Aus Amerika ließ er sich Schildkröten kommen; aus Cypern, Ungarn und vom Cap der guten Hoffnung ganze Ladungen von alten Weinen; eine Ananas bezahlte er oft mit zwey, drey Dukaten, und nicht selten kamen Indianische Vogelnester auf seinen Tisch: dieß alles den Schmeichlern zu Liebe, die ihn dafür rühmten und bis zum Himmel erhoben. Der Ausgang von alle dem war, daß aus dem reichen Hilarius ein — Bettler wurde. Seine Schmeichler zogen sich nun zurück, und tadelten boshaft seine bis dahin geführte Lebensart. — Das waren die Folgen der Lobsucht. Hilarius erschöpfte sich aus Ueberdruß.

Die Mutter sagte weiter nichts. Justine wußte aber wohl, wohin sie mit dieser Erzählung ziele. Sie fühlte sich sehr

getroffen, und gelobte sich noch an diesem Tage, ihre Lobsucht einzuschränken. Es gelang ihr, und sie fühlte sich seit dieser Zeit viel glücklicher.



6

4.

Die eitle Constantine.

Nur alles accurat, liebe Schwester! — Scheint dir nicht die Locke an der rechten Seite etwas zu groß? — Die Lillabänder lassen mir nicht ganz gut! — Was meynst du, wäre es nicht besser, wenn ich heute die großen Ohrenringe nähme? — Apropos, hast du die gestickten Schuhe geholt?

So sprach die zwölfjährige Constantine, die vor einem großen Spiegel stand, und sich von ihrer Schwester Röschen aufpuken ließ. Sie war in eine Gesellschaft von

Mädchen geladen, und wollte in derselben Aufmerksamkeit erregen. Alle andern sollten durch sie an Pracht im Anzuge übertroffen werden. Sie sollte gleichsam die Königin der Gesellschaft seyn.

Liebe Constantine, sprach Röschen, du hast vergessen, daß auf dem letzten Balle deine gestickten Schuhe gelitten haben. Die Mutter hat sie gestern zum Ausbessern geschickt; vor einer Stunde waren sie noch nicht fertig.

Das waren traurige Worte für die Schwester. Sie lief, wie gejagt, in das Zimmer der Mutter, und fragte, ob die gestickten Schuhe noch immer nicht da wären?

Liebe Tochter! antwortete die Mutter, sie werden heute nicht fertig.

Das wäre! rief Constantine, und machte ein Gesicht, wie wenn sie die schrecklichste Nachricht vernommen hätte.

Thue nicht so ängstlich, sprach die Mutter, die gestickten Schuhe wären dir heute ohnedieß überflüssig. Es ist draussen ziemlich kothig; du könntest sie doch nicht anziehen.

Aber mein Himmel! versetzte Constantine, wie soll ich nun in die Gesellschaft? Soll ich meine gewöhnlichen Sonntagschuhe anziehen? Die passen auch nicht ein Bißchen zu meinem übrigen Anzuge! —

Mein Kind, erwiderte die Mutter, warum sollten deine andern Schuhe nicht gut genug seyn? In diesem schmutzigen Wetter wäre es eine Thorheit, kostbare Schuhe anzulegen. Ausserdem sehe ich auch nicht ein, warum du dich gar so sehr putzen willst. Ich dächte, ein einfacheres Kleid wäre gut genug gewesen. Du gehst ja an keinen Hof.

Constantine sah verdrießlich aus. Soll ich denn, sprach sie, wie eine Dienstmagd

aussehen? Soll ich in der Gesellschaft unordentlich und zerrissen erscheinen?

Du bist etwas schnippisch, versetzte die Mutter. Unordentlich und zerrissen sollst du nicht hingehen, aber von der andern Seite ist es auch eine Thorheit, daß du so ganz gepußt bey Hannchen erscheinen willst. Wen wirst du denn dort finden? Vielleicht Damen von dem Hofe des Kaisers von China? oder Frauen des Groß-Sultans? Die Mädchen, in deren Gesellschaft du kommst, sind einfache, unerwachsene Mädchen, alle sind deine Bekannte, und du darfst dich in ihrem Birkel daher nicht im geringsten zieren.

Constantinen traten Thränen des Verdrußes in das unfreundliche Gesicht. Ich sehe schon voraus, sprach sie im schmollenden Tone, daß Himburgs Marie mit einem verächtlichen Blicke nach meinen Schuhen hinsehen wird. Und Leinbergs Catton — o die

ist nun gewiß schöner angezogen als ich! Ich werde mich demüthig vor ihr zurückziehen müssen. Das wird mich schmerzen; denn die Catton ist mir unleidlich wie die gekochte Brunnenkresse der Thüringer! —

Du wirst sogar wichtig! erwiderte die Mutter spottend. Ich habe nicht leicht eine eitzlere Thörinn gesehen! Al' dein Dichten und Trachten geht nur auf deine Kleider! Nur puzen, nur im Spiegel dich besehen — das möchtest du immer. Ob dein Verstand an Einsicht und dein Herz an Güte zunimmt, das ist dir gleichgültig, wenn du nur wie ein Pfau prangen, und die Aufmerksamkeit anderer auf dich ziehen kannst! Auf wahre Vorzüge legst du einen geringen oder gar keinen Werth; Kleinigkeiten — denn das sind doch Kleider und Schmuck — werden dafür von dem eiteln Jüngferchen himmelhoch erhoben.

Constantine sah unfreundlich vor sich hin, und verrieth deutlich genug ihre Unzufriedenheit mit den ernsthaften Worten der Mutter.

Hab' ich etwa Unrecht? fragte die Mutter. Dein Lehrer hat dir heute früh einen Aufsatz aufgegeben; hast du ihn fertig?

Constantine sah verlegen aus. Konnt' ich ihn denn bis jetzt schon machen? sprach sie. Seitdem wir von Tische aufgestanden sind, hatte ich mit dem Aus- und Ankleiden zu thun — —

Das sind gerade drey Stunden seitdem; die hast du verändelt. In einer halben Stunde konntest du mit dem Anziehen leicht fertig werden. Die übrige Zeit hättest du besser anwenden können. Aber so geht es eiteln Menschen sehr oft; sie verschwenden ihre Zeit mit Puzen und mit Kleinigkeiten, und versäumen dabei ihre Pflichten. Wie wäre es, wenn ich dich dafür damit bestrafte,

daß ich dir befähle, heute zu Hause zu bleiben, und die Gesellschaft nicht zu besuchen?

Constantine fing an zu weinen und zu bitzen. Auch Nöschchen bath für sie, und die Mutter ließ es geschehen, daß die eitle Tochter in die Gesellschaft ging.

Sie fand bereits alle Mädchen beisammen, und in einem Gesellschaftsspiele begriffen. Sie trat ins Zimmer, und glaubte, alles würde seine Blicke auf sie richten, und ihr entgegen springen. Dem war aber nicht also. Die Mädchen, ganz in ihr Spiel vertieft, bemerkten Constantinen kaum, und nur einige hießen sie flüchtig willkommen.

Dadurch fand sich Constantine an ihrer Eitelkeit sehr gekränkt. Die übrigen Mädchen waren alle sehr einfach gekleidet, und sie stach daher gegen dieselben sehr ab. Sie wurde eingeladen, an dem Spiele mit Theil zu nehmen, allein sie mußte besorgen, daß

haben ihre schönen Kleider leiden könnten, und folgte der Einladung nicht.

Nun bekümmerten sich die Spielenden um Constantinen nicht weiter, und auch die Erwachsenen, die zusahen, blickten nur nach dem Spiele hin, und schienen Constantinen nicht zu bemerken.

Das eitle Mädchen glaubte sich dadurch sehr beleidigt. Ihre gute Laune war dahin; Mißmuth und tiefer Kummer traten an ihre Stelle. Sie würde sogleich nach Hause gegangen seyn, wenn dieß nicht zu sehr aufgefallen wäre. So brachte sich Constantine durch ihre Eitelkeit selbst um das Vergnügen, das sie in der Gesellschaft hätte genießen können.

Sie war froh, als sie das Spiel geendigt sah. Jetzt, glaubte sie, würde man sie mehr bemerken und auszeichnen. Sie machte verschiedene Bewegungen, um die Augen der

Gesellschaft auf ihren schönen Anzug zu ziehen — aber man verstand sie nicht; sie fing an, von Modeneuigkeiten zu sprechen, ohne daß man ihr Gehör gab; sie erzählte von dem neuen geschmackvollen Kleide, das sie nächstens bekommen sollte: aber die Mädchen fanden auch daran kein Interesse. Sie gaben einander Charaden auf, und waren ganz mit dem Auflösen derselben beschäftigt.

Mit euern albernen Charaden! rief endlich Constantine aus; ich weiß nicht, wie ich so vielen Geschmack daran finden könnte!

Damit kam aber Constantine übel an. Mehrere Mädchen erklärten, sie fänden an den Charaden mehr Geschmack, als an dem gerühmten geschmackvollen Kleide.

Das gab für Constantine einen neuen Verdruß, der dadurch vermehrt wurde, daß, als die Mädchen sich an eine lange Tafel zu einem kleinen Abendschmause setzten, Con-

stantinen nicht der erste Platz angewiesen wurde. Sie sah nun sehr verdrießlich aus. An den Gesprächen der Tischgesellschaft konnte sie keinen Antheil nehmen, denn es wurde nicht — von Kleidern, sondern über nützlichere Gegenstände gesprochen. Sie fühlte es tief, wie weit mehr Kenntnisse die andern Mädchen besaßen, und spielte bey dieser Gelegenheit eine klägliche Figur.

Constantine verließ endlich die Gesellschaft mit vielem Verdrusse. Sie hatte zu glänzen gehofft, und wurde dafür übersehen, und an ihrer Eitelkeit tief gekränkt. Den übrigen Mädchen entgieng dieß nicht; sie belächelten die Thörin.

Wie es Constantinen diesen Tag ergieng, so gieng es ihr oft. Ihre Eitelkeit war in der ganzen Stadt bekannt. Viele machten sich ein Vergnügen daraus, sie zu demüthigen, denn in der Natur der Eitelkeit liegt

es, daß andere durch dieselbe zum Widers-
stande gereizt werden. Bey mehreren Gele-
genheiten wurde sie lächerlich gemacht. —
Dieß zwang sie endlich, auf sich aufmerk-
samer zu seyn, und ihrer Eitelkeit Grenzen zu
setzen. Sie wurde bescheidener und dadurch
liebenswürdiger, froher und glücklicher.

5.

Das verschlafne Mädchen.

⁶
Minchen war ein gutmüthiges, herziges
Kind. Die Aeltern liebten sie sehr, aber
bisweilen traf es sich doch, daß sie auf ihre
kleine Tochter unwillig wurden, und ihr
Vorwürfe machten, die sie oft bis zu Thrä-
nen rührten.

Minchen hatte eine üble Gewohnheit an
sich — sie war oft sehr verschlafen. Ihr klei-
ner Bruder Fris, ein großer Schalk, aber
ein sehr gutherziger Knabe, trieb bisweilen
seinen Spott über der Schwester Schläfrig-

keit, und mußte sich manches trübe, finstre Gesicht von ihr gefallen lassen.

Eines Abends war man bey Tische sehr vergnügt. Friß, voll guter Laune, erzählte drollige Anekdotchen, scherzte und lachte. Die Schwester hingegen fing an, mit dem Kopfe zu nicken, und ihre Augen waren voll Schlaf.

O du loses Schlafhäubchen! rief der Bruder, und rüttelte die Schwester aus dem Schlafe. Siehst du nicht, daß wir alle frohen Muthes sind, und du machst es wie jene Pflanze, die ihren Blumenkelch bey dem Untergang der Sonne schließt.

Darüber ward Minchen sehr empfindlich. Der Herr Bruder läßt mich ungeschoren, und bekümmert sich um mich nicht! rief sie in unwilligem Tone aus, und gab Frißen einen unsanften Schlag auf die Hand, als er lächelnd ihre Wangen streicheln wollte.

Der kleine Mann konnte auch nicht viel vertragen. Er sagte der Schwester ein Paar spitzige Worte; die Schwester gerieth in Zorn, hielt ihm eine scharfe Straspredigt, und fing an laut zu weinen, als es ihr schien, daß sich Friß aus ihren Worten nicht viel mache.

Dieser Auftritt hätte vielleicht noch manche unangenehme Folgen nach sich gezogen, wenn nicht die Aelteren sich ins Mittel gelegt und dem Streit ein Ende gemacht hätten. Friß wurde zur Ruhe gewiesen, und bekam einen Verweis darüber, daß er zu dieser Zänkerey die erste Veranlassung gegeben hätte. Zu Minchen aber sprach der Vater die ernstesten Worte:

„Ich habe es dir schon oft gesagt, daß es ein Fehler sey, wenn man so verschlafen ist wie du. Du stehest unter deinen Geschwistern um spätesten auf, und überlässest dich am frühesten dem Schlafe. Statt daß

du dich des Abends mit uns freuen, und auf das merken solltest, was gesprochen und erzählt wird, schläfst du ein, und bringst dich auf diese Weise um manche frohe Augenblicke. Wirst du in deinem Schlummer gestört, so wirst du unwillig darüber, und lässest dich von der Empfindlichkeit oft zu einem unanständigen, trehigen Benehmen verleiten. Ich dachte, du suchtest einmal über den Schlaf die Herrschaft zu gewinnen.“

Das hörte wohl Minchen, aber sie that nicht darnach. Die Aeltern betrübten sich darüber, und so hatte das sonst gutherzige Mädchen den Schmerz, zu sehen, daß es durch seine Schläfrigkeit andern nur Verdruß mache.

Luiſe und Fettiſchen — Minchens Schwestern — waren in diesem Punkte ganz andere Mädchen. Flink, wie Rehe, waren sie oft schon mit dem Sonnenaufgange aus ihren Betten und an ihren Arbeiten. Abends

strickten sie noch fleißig, und plauderten vergnügt, wenn Minchens Augenlieder schon längst von den bleyernen Flügeln des Schlafes niedergedrückt waren. Die Mutter hatte daher ganz recht, wenn sie von diesen Töchtern und Fräulein, der sich auch gewöhnt hatte, frühzeitig aufzustehen, bisweilen behauptete: sie lebten in jedem Jahre vielleicht zwanzig Tage mehr als Minchen.

Die Mutter übernahm gewöhnlich das Geschäft, das verschlafne Minchen des Morgens zu wecken. Ein sehr schweres, unangenehmes Geschäft, das oft den Unwillen der guten Mutter erregte. Sie mußte bisweilen mehrmals rufen und gewöhnlich die Schlafersinn lange rütteln, bis sie erwachte. Nicht selten geschah es, daß Minchen gleich aufzustehen versprach, und dennoch, wenn die Mutter wieder schnell an ihre häuslichen Geschäfte gehen mußte, von neuem einschlief, und vielleicht erst nach ein Paar Stunden aufstand.

Unterdeß arbeiteten die Schwestern, Luise und Jettchen, wacker drauf los, und hatten gewöhnlich schon ein hübsches Stück Arbeit vor sich gebracht, wenn Minchen erst aus der Kammer einhergeschlichen kam, und ihnen in gedehntem Tone einen guten Morgen both. Einmal war alles im Hause spazieren gegangen; Minchen war liegen geblieben, und erwachte nicht eher als um neun Uhr. Ihre Schwestern kamen in die Schlafkammer, schlugen die Hände zusammen, als sie sie noch im Bette erblickten, und machten sich ein klein Bißchen lustig über sie, ohne es böse mit ihr zu meinen. Minchen schämte sich, ihr Auge wurde feucht, und sie wagte es kaum, ihre Schwestern anzusehen.

Ob nun gleich Minchen weit mehr schlief als ihre Geschwister, so war sie doch bey weitem nicht so munter, heiter und flink als diese. Sie machte durch ihr schläfriges Wes-

sen auf andere oft einen üblen Eindruck. Der Vater machte sie darauf aufmerksam, und sprach zu ihr: „Alles, was gegen die Natur ist, schadet unserm Körper und unserer Seele. Die Natur will, daß der ermüdete Leib etwa sieben, höchstens acht Stunden ausruhe. Was drüber ist, das ist vom Uebel. Jede Uebertreibung wirkt nachtheilig. Schläft man zu lange, so erholt sich der Körper nicht nur nicht, sondern wird noch mehr ermattet. Man ist dann den ganzen Tag nicht recht aufgelegt, man hat keine Lust zur Arbeit, man schleicht oft düster herum, und ist sich und andern zur Last.“

Das fühlt ich, lieber Vater, und seh' es ein, versetzte Minchen, und ich habe mir schon mehrmals vorgenommen, früher aufzustehen, aber ich kann nicht; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Der Mensch kann nicht alles, was er will.

Der Mensch kann nicht Gebirge davon tragen, erwiderte der Vater, noch kann er große Meere ausschöpfen, auch vermag er nicht, das Blei in Silber, und das Messing in Gold zu verwandeln, denn das ist gegen die Gesetze der Natur. Aber die Kraft besitzt der Mensch, seine sinnlichen Triebe zu schwächen und zu unterdrücken, böse Gewohnheiten abzulegen und über sich selbst Herr zu werden. Jeder kann sich — wenn er nur recht ernstlich will — zu einem wahren Freyherrn machen. Wolle nur mit allem Ernste, dir die große Schläfrigkeit abgewöhnen, und es wird schon gehen.

Minchen versprach, alle Kräfte anzuwenden. Die übrigen Geschwister hatten schon an manchen schönen Sommermorgen einen nahen Hügel bestiegen, und bald mit dem Vater, bald mit der Mutter den Aufgang der Sonne betrachtet. Sie konnten die Pracht dies

dieses Schauspieles nicht genug rühmen. Minchenz bath ihre Aeltern, sie möchten sie das nächste Mal mit auf den Hügel nehmen, sie werde gewiß frühe genug auf seyn.

Wir wollen sehen, sprach der Vater. Schon der kommende Morgen ward zu einem Spaziergange nach dem Hügel bestimmt. Luise, Tettchen und Friße klatschten vor Freude in die Hände. Auch Minchen war darüber froh.

Am andern Morgen stand schon nach drey Uhr die Mutter vor Minchens Bette, und weckte sie. Minchen sprang, wie erschreckt, aus dem Bette, und es währte kaum fünf Minuten, so war sie angekleidet. Der Mutter machte dieß so große Freude, daß sie ihre Tochter an ihr Herz zog, und sie küßte. Das that der kleinen Tochter sehr wohl. Aber welche Wonne für sie, als sie sich auf dem Hügel befand, die Sonne aufgehen sah,

und vor sich die Herrlichkeiten der Natur im Morgenglanze erblickte. Sie gerieth in Entzücken, sie fiel den Aeltern und den Geschwistern an's Herz, und dankte ihnen, daß sie sie mitgenommen hätten.

Sieh, meine Tochter, sprach der Vater, du hast mehr Kraft, als du bisher glaubtest. Heute hast du den Schlaf glücklich überwunden. Ich hoffe, dieß wird auch in Zukunft geschehen, du wirst es bey dem einen Male nicht bewenden lassen.

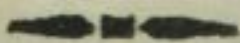
Minchen versprach dieses, und Minchen hielt Wort. Sie bath die Mutter recht herzlich, ihr beizustehen, sie recht frühe zu wecken, und nicht eher von ihrem Bette zu gehen, bis sie aufgestanden wäre. Ja sie verlangte sogar, man möchte sie mit kaltem Wasser bespritzen, wenn sie nicht gleich Lust bezeugte, das Bett zu verlassen.

Die Mutter erfüllte die Bitten ihrer Tochter recht gerne. Anfangs hielt es freylich schwer, den Schlaf zu besiegen, aber nach und nach wurde sie ganz Herr über ihn. Sie stand nun mit ihren Schwestern, im Sommer um fünf, im Winter etwas nach sechs Uhr, auf, und hielt sich gewöhnlich bis zehn Uhr Abends wach.

Was war die Folge davon? — Minchen fiel Niemanden mehr durch ihre Schläfrigkeit zur Last, sie war nicht mehr so sehr empfindlich, arbeitete mehr, und fühlte sich gesünder, heitrer, geliebter und glücklicher als sonst.

Fris nannte sie oft im Scherze eine Freyfrau, weil sie sich, wie er, etwas gelehrt, bemerkte, die Herrschaft über eine böse Angewohnheit erworben hätte. Minchen nahm ihm diesen unschuldigen Scherz nicht übel, sondern freute sich heimlich darüber. Da aber die Mädchen den Knaben nicht leicht etwas

Schuldig bleiben: so sagte Minchen oft schalkhaft zu ihrem Bruder: es läßt sich wohl hoffen, daß der Herr Bruder einmal ein Freyherr werde, wenn er sich nehmlich die Herrschaft über das große Heer von Unarten erwirbt, die ihn, wie Trabanten, begleiten.



6.

Veronika.

Die kleine Veronika war ein sehr muntres, fröhliches Mädchen. Selten sah man sie ernsthaft; selten in einer ruhigen Stellung. Wann ihr Bruder Hänschen sie eine kleine Plappermühle nannte, so hatte er nicht unrecht; denn Veronika's Mund stand selten still; immer hatte sie etwas zu plaudern; immer zu schäkern, zu disputiren und zu lachen.

Wenn ich bey der Plappermühle Veronika bin, sagte Hänschen oft, so habe ich nie Langeweile. Sie schwast mir die Zeit so

schnell fort, daß mir die Stunden zu Minuten werden. Das sagten auch andere, und Jedermann, der sich zerstreuen wollte, war gern in Veronika's Gesellschaft.

Aber die Aeltern dieses muntern Mädchens waren ihrer Tochter wegen in mancher Besorgniß. Veronika war schon zehn Jahr alt, und sie hatte noch wenig gelernt. Zwar wurde sie von der Mutter in weiblichen Arbeiten unterrichtet, aber ihre Fortschritte darin waren höchst unbedeutend. Da sie gewöhnlich zu munter und zu unruhig war, so flatterte ihr Geist von einem Gegenstande auf den andern herum, gleich einem Schmetterlinge.

Gieb Acht, sagte die Mutter zu ihr, ich will dir zeigen, wie man dieses strickt.

Einige Augenblicke merkte die Tochter auf, aber bald waren ihre Augen auf etwas anderes gerichtet, sie merkte sich das, was ihr

die Mutter zeigte, verkehrt, und machte im Stricken einen Fehler nach dem andern.

Du wirst in Ewigkeit nichts Rechtes lernen, sprach die Mutter in einem verdrießlichen Tone, denn du bist immer zerstreut. Deine Gedanken schweifen herum, bald hiers hin, bald dahin. Will man etwas recht begreifen, so muß man alle Aufmerksamkeit darauf verwenden, und nicht eher ablassen, bis man es ganz begiffen hat.

Auch diesen Fehler hatte Veronika, daß sie nicht lange bey einer Sache verweilen konnte, sondern bald dieses, bald jenes vornahm.

Ich will für Hänschen ein Paar Handschuhe stricken, sagte sie einmal, die schenk' ich ihm zu seinem Geburtstage. Das Bübchen wird darüber gewiß eine himmlische Freude haben.

Die Mutter wurde nun von Veronika bringend gebethen, ihr zu zeigen, wie man Handschuhe strickte, und zur großen Verwunderung der Mutter merkte jetzt die Tochter so anhaltend auf, daß sie diese Art von Strickerey bald begriff.

Doch was halfs! Kaum hatte Veronika die Handschuhe angefangen und ein Viertelstündchen lang daran gestrickt, als sie dieser Arbeit schon überdrüssig war. Sie fing an, ihrem Kätzchen ein Paar rothe Stiefelchen zu nähen; noch ehe diese fertig waren, beschloß sie, für Nachbars Lotte einen Baum von Papier auszuschneiden; auch diese Arbeit war noch nicht zu Ende, als sie schon mit einem Fingerhuthe spielte, ein Liedchen trillerte, eine Menuet tanzte, und weder an das Stricken noch Nähen dachte.

Wohl fing sie mehrmals von neuem an, an den Handschuhen zu stricken, aber ihr

Flattergeist und ihre Unbeständigkeit ließen es nicht zu, bey dieser Arbeit zu bleiben, und sie zu beendigen.

Hänschens Geburtstag war da, aber Veronika war mit dem einen Handschuhe nicht weiter gekommen, als bis zur Hälfte des Daumens, und da die andere Hälfte desselben, so wie der Zeigefinger, Mittelfinger, Goldfinger und Ohrfinger fehlten: so konnte sie ihm ihr Machwerk nicht übergeben.

Von Nachbars Lotte bekam Hänschen zum Geburtstage ein niedliches Briestäschchen, das sie selbst gefertigt hatte. Hänschen hatte darüber eine kindische Freude, und Veronika ärgerte sich nun in ihrem Herzen darüber, daß sie die Handschuhe nicht fertig gemacht hatte. Die Mutter machte sie darauf aufmerksam, daß einzig und allein ihr zerstreutes Wesen und ihre Unbeständigkeit daran Schuld sey.

So wie es Veronika mit den Handarbeiten trieb: so trieb sie es auch mit ihren Geistesarbeiten. Sie hatte einen trefflichen Lehrer, aber sie erschwerte ihm die Lehrstunden so sehr, daß er oft äußerst verdrießlich wurde.

Hänschen lernte viel, aber Veronika blieb in allem sehr zurück. Es konnte auch nicht anders kommen. Ihre Seele war fast immer zerstreut. Statt auf das zu merken, was der Lehrer sagte, spielte sie mit den Händen, plauderte, und dachte an ihr Käzchen, Lotz's Bilderbücher, an Hänschens Pudel und allerley Dinge dieser Art. Befragte sie der Lehrer über das, was er eben vorgetragen hatte, so wußte sie entweder gar nichts zu sagen, oder sie gab ganz verkehrte Antworten.

Und so kam es, daß dieses, sonst ganz liebenswürdige Mädchen eingebildet und ungeschickt blieb. Nicht ohne Grund grämten sich die guten Aeltern darüber sehr, und verz-

suchten alles Mögliche, ihrer Tochter das zerstreute, unbeständige Wesen abzugewöhnen.

Was die älterlichen Bemühungen nicht vermochten, das wurde auf eine andere Weise bewirkt. Veronika verfiel in eine schwere Krankheit. Die Aerzte gaben sie ganz auf. Untröstlich waren ihre Aeltern darüber, denn sie hingen mit vieler Liebe an ihr. Glücklicher Weise bekam die Krankheit eine bessere Wendung. Veronika fing an, von neuem aufzuleben.

Welche Freude für die guten Aeltern und den treuen Bruder! Veronika war glücklich vom Tode gerettet, aber noch einige Monate mußte sie im Bette liegen, bis sie ganz genesen war. Die Krankheit hatte auf ihr Herz und ihr ganzes Wesen stark gewirkt. Sie wurde viel ernsthafter, und da sie lange liegen mußte, so bath sie ihre Aeltern und ihren Bruder oft, ihr etwas Angenehmes und

Nützliches vorzulesen. Sie hörte mit Aufmerksamkeit zu, und behielt fast alles, was sie hörte. Oft ließ sie für sich allein, und schöpfte daraus großen Nutzen.

Ach, werde ich nur ganz gesund, sprach sie mehrmals, dann werde ich ganz anders leben als bisher — dann will ich fleißig seyn und eifrig lernen!

Das that Veronika wirklich. Nach überstandner Krankheit wurde sie ein ganz andres Mädchen. Nur Freude empfanden jetzt ihre Aeltern über sie. Sie zeichnete sich bald durch Fleiß, Beständigkeit, durch ein gefestigteres Wesen und Geschicklichkeit aus, und alle Welt schätzte und liebte sie. Sie sprach jetzt nicht mehr so viel als sonst, aber sie dachte dafür destomehr; sie spielte weniger, aber desto mehr arbeitete sie.

Der Vater aber sprach einmal mit Freudenthränen zu Veronika's Mutter: Es ist doch

alles gut, was der liebe Gott thut. Auch die Leiden, die er uns zuschickt, müssen zu unserm Besten dienen. Unsre Tochter wäre jetzt nicht so brav und liebenswürdig, wenn sie der gute Gott nicht mit einer schweren Krankheit heimgesucht hätte.

Veronika blieb stets die Freude ihrer lieben Aeltern und guter Menschen.

7.

H o n o r i e.

„Ach, Gott! ach, Gott! was wird aus mir werden! was soll ich anfangen, wenn die gute Mutter stirbt! Wer wird sich meiner annehmen! ich unglückliches Mädchen!“

So jammerte H o n o r i e, ein zwölfjähriges Mädchen, als ihre Mutter krank danieder lag, und die Aerzte an ihrem Aufkommen zweifelten. Mit gen Himmel gerungenen Händen gieng sie in dem Garten des Hauses auf und ab, und weinte.

Als Honorie etwas ruhiger wurde, dachte sie darüber nach, was ihr die gute Mutter

bis jetzt gewesen war. Ihr Schmerz erwachte von neuem, und sie fing wieder an, laut zu weinen.

Honorien's Betrübnis wurde größer, als ihr der Gedanke auf das Herz fiel: ich bin gegen meine gute Mutter nicht allzeit dankbar gewesen, ich habe sie oft durch meinen Eigensinn betrübt, und durch meine Unfolgsamkeit gekränkt.

Dieser Vorwurf, den Honorien das Gewissen machte, drückte ihr Herz sehr danieder. „Wenn mir nun die beste aller Mütter stirbt, jammerte sie, ach, dann kann ich ihr keine Beweise von Reue und Dankbarkeit geben, ich kann nicht einholen, was ich versäumt, nicht gut machen, was ich gefehlt habe.“

Honorie verließ den Garten, und eilte an das Krankenbett ihrer Mutter. Sie fiel vor demselben nieder und weinte. Die Kranke streckte ihren Arm nach ihr aus. Honorie

ergriff der Mutter Hand und küßte sie. Gute, beste Mutter, schluchzte sie, Sie haben mir tausend, tausend Wohlthaten erwiesen, Gott lohne Sie dafür; ewig, ewig will ich Ihnen danken. — Aber vergeben, vergeben Sie mir! — Ich war oft eigensinnig — unartig — unfolgsam gegen Sie. Verzeihen Sie Ihrer Tochter.

Die Mutter war tief gerührt. Sie legte ihre Hand auf das Haupt der knieenden Tochter, und stammelte die Worte: Es sey dir alles verziehen — sey in Zukunft immer gut und fromm — Gott segne dich!

Diese wenigen Worte brachten viel Trost in Honoriens niedergeschlagenes Herz. Eine schwere Last schien ihr von demselben zu fallen. Sie faßte gute Vorsätze, und sah wieder heitrer aus.

Nach zwei Tagen starb die gute Mutter. Honoriens Schmerz darüber war unbeschreib-

lich. Sie jammerte im ganzen Hause herum, und war für jeden Trost unempfindlich. Ihre Betrübniß dauerte einige Wochen lang, bis sie sich nach und nach beruhigte.

Honorie war nun eine verlassene Waise. Ihren Vater hatte sie verloren, als sie kaum vier Jahre alt war. Nur eine einzige Schwester hatte sie, die in einer benachbarten Stadt verheurathet war, und Ernestine hieß.

Dem Willen der verstorbenen Mutter gemäß, sollte Honorie's Erziehung in dem Hause eines Onkels vollendet werden. Er nahm sie mit aller Liebe auf, und wollte Vaterstelle an ihr vertreten. Für Honorie wäre in diesem Hause am besten gesorgt gewesen, aber ihr Benehmen war von der Art, daß sie bald das Zutrauen und Wohlwollen des Onkels und der Tante verscherzte. Sie glaubte nämlich schon alt genug zu seyn, um sich nichts vorschreiben zu lassen. Jede Vorstellung, die ihr

gemacht wurde, nahm sie übel auf, und wagte es oft, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was man ihr anrieth. Kam sie auf einen Einfall, so bestand sie auf demselben, auch wenn er noch so thöricht war. Wurden ihr deshalb Vorwürfe gemacht, so sieng sie an, zu schmolzen, und vor sich her zu murmeln, daß ihr Unrecht geschehe, und man sie hart behandle.

Oncle und Tante hatten zwei Jahre hindurch mit dem eigensinnigen Mädchen die größte Geduld; doch da sie sahen, Honorie wolle ihr Betragen durchaus nicht ändern, erklärten sie, daß sie ein so verstocktes Mädchen nicht länger in ihrem Hause behalten könnten.

Wohin sollte nun Honorie ihre Zuflucht nehmen? Sie bath Ernestinen, ihre Schwester, sich ihrer anzunehmen, und versprach derselben die beste Aufführung. Ernestine,

die ihre Schwester aufrichtig liebte, beschloß, dieselbe in ihr Haus zu nehmen.

In den ersten Wochen benahm sich Honorie bey der Schwester auf eine so gute Art, daß ihr Jedermann im Hause geneigt wurde. Aber bald kam der alte böse Geist wieder. Honorie fing an, eigensinnig auf ihren, oft sehr albernen Einfällen zu bestehen, und die Vorstellungen der Schwester nicht zu achten. Wollte ihr diese etwas Besseres anrathen; so sprach Honorie: ich bin, Gott sey Dank! schon in den Jahren, daß ich mir selbst das Beste rathen kann. Warnte Ernestine sie vor unnöthigen Ausgaben, so erwiderte sie: es geht alles von meinem Gelde, und Niemand hat sich darum zu bekümmern, wie viel oder wie wenig ich ausgabe. So kam es, daß Ernestine sie endlich nicht mehr so sehr lieben konnte als sonst.

Darüber beklagte sich Honorie bey andern, und sagte: Ernestine handelt nicht als eine Schwester an mir, ich hätte in einem fremden Hause gewiß bessere Tage als bey ihr.

Diese boshaften Bemerkungen über ihre gute Schwester fanden indeß nirgends Glauben; man tadelte überall Honorien's undankbares Benehmen gegen Ernestinen.

Eine alte verständige Frau, welche von Honorien bisweilen besucht wurde, machte ihr Vorstellungen. Sie sind nicht auf dem rechten Wege, liebes Kind, sagte sie, Ihre Schwester ist eine sehr brave, kluge Hausfrau, Sie müssen ihr folgen.

Sie verlangte zu viel von mir, versetzte Honorie; sie giebt sich das Ansehen, als wäre sie meine Mutter; sie glaubt, ich müßte ihr aufs Wort gehorchen; sie maßt sich das Recht an, nach meinen Ausgaben zu fragen,

und mich zu tadeln, wenn sie mit denselben nicht zufrieden ist.

Mein Kind! antwortete die alte Dame, Sie haben wohl über Ihre Lage und Ihre Pflichten nicht ernstlich genug nachgedacht. Sie befinden sich deßhalb in großen Irrthümern. Vorerst ist Ihre Schwester zehn Jahre älter als Sie, sie hat weit mehr gelernt als Sie, sie hat sich weit mehr Erfahrung erworben als Sie, Sie wird allgemein als eine verständige, kluge Frau geschätzt. Schon deßhalb sollen Sie auf ihre Rathschläge merken und sie befolgen. Aber Ihre treffliche Schwester ist Ihnen noch mehr als Schwester. Sie vertritt an Ihnen die Stelle Ihrer seligen Aeltern. Als Sie von derselben in ihr Haus aufgenommen wurden, übernahm sie auch die Pflicht, als Mutter für Ihr Wohl zu sorgen. Eine Mutter müssen Sie in ihr sehen und verehren, und ihr in allem gehorchen.

hören. Was Ihre Ausgaben betrifft; so denken Sie sich, Ihre Aeltern lebten noch. Könnten Sie wohl da nach Gutdünken Geld ausgeben, oder müßten Sie sich nicht vorher die Erlaubniß dazu von Ihren Aeltern ausbitten? Die Stelle dieser vertritt Ihre Schwester; Sie muß daher auch über Ihre Ausgaben ein wachsames Auge haben, damit Sie nichts verschwenden. Sie stehen in einem großen Irrthume, wenn Sie schon in Ihrem fünfzehnten Jahre das Recht zu haben glauben, mit dem geerbten Gelde ganz nach Ihrem Gutdünken zu schalten und zu walten. So etwas findet nirgends Statt. Das Beste, was Sie, mein Kind, thun können, ist unstreitig dieß: daß Sie sich allezeit bescheiden, folgsam und dankbar gegen Ihre gute Schwester bezeigen.

Honorie wußte zwar gegen diese Vorstellungen nichts einzuwenden, allein sie konnte

es immerfort nicht begreifen, wie ihre Schwester ihr zu befehlen und sie in den Ausgaben zu beschränken habe. Sie fuhr daher auch fort, sich unartig und halsstarrig gegen Ernestinen zu benehmen. Oft that sie, ihr zum Troste, gerade das Gegentheil, was sie verlangte; versagte ihr nicht selten eine Gefälligkeit, um die sie sie bath, und gieng in ihrer Unbesonnenheit und Bosheit so weit, daß sie sich in der Gesellschaft der Diensthöthen harte Reden gegen Ernestinen erlaubte.

Ernestinen schmerzte dieses Betragen ihrer Schwester sehr. Sie wiederholte ihre Bitten und Vorstellungen; es half nichts. Als du noch nicht bey mir gewesen bist, sprach sie zu Honorien, lebte ich zufrieden, froh und glücklich. Seitdem du aber in meinem Hause lebst, werden mir meine Tage sehr erschwert und verbittert.

Als Ernestine und ihr Mann am Ende sahen, daß von dem verstockten Mädchen keine Besserung zu hoffen sey, beschloffen sie, Honorien aus ihrem Hause zu entfernen. Ernestine weinte, als sie sich von der Schwester trennte. „Ich habe es so gut mit dir gemeint, sprach sie zu ihr, ich habe nichts sehnlicher gewünscht, als dazu beizutragen, daß aus dir ein verständiges, edles Mädchen werde. Du hast das nicht erkannt, und bist selbst Schuld daran, daß wir nun von einander scheiden. Doch ich will dir keine Vorwürfe machen. Ich scheide von dir mit der herzlichsten Bitte: ändere dein Betragen, erwirb dir die Liebe und das Vertrauen derer, unter deren Aufsicht und Leitung du nun stehen wirst, und mache, daß mein sehnlicher Wunsch in Erfüllung gehe, der Wunsch, daß du allezeit recht glücklich leben möchtest.“

Ernestine umarmte nun die Schwester, die mit wenigen Worten von ihr Abschied nahm, und ohne Thränen von ihr gieng.

Honorie kam jetzt in das Haus eines Anverwandten, Namens Starkmann. Daß sie so oft ihren Aufenthalt verändere, fiel allen Menschen auf, und sie deuteten ihr es übel. Jedermann war begierig, zu sehen, wie Honorie sich nun bey Starkmann befinden, und wie lange sie bey ihm bleiben werde.

Herr Starkmann war ein braver, aber sehr gerader und strenger Mann. Er bemerkte bald die Unarten, die Honorie an sich hatte, und schüttelte den Kopf dazu. Ihr Eigensinn kam bald zum Vorscheine. Herr Starkmann sagte eine Zeitlang nichts dagegen. Aber als er bemerkte, Honorie werde mit jedem Tage halbstarrer, nahm er eine finstre Miene an, und sprach mit

donnernder Stimme: „Was hat das Jüngferchen in meinem Hause zu befehlen! Warum sollt' ich mich von ihrem Eigensinne aus meiner Ruhe bringen lassen! Wird die Mamsell nicht folgsamer, bescheidner und besser, so nehme ich sie beym Arm, und führe sie zu meinem Hause hinaus, sie mag dann hingehen, wohin sie will. Hab' ich das doch nie gesehen, daß ein so junges Ding, das noch wenig gelernt, noch wenig erfahren, noch wenig auf der Welt geleistet hat, so viel herum rumore und andern das Leben verbittere!“

So eine Sprache hatte Honorie noch nie gehört. Sie fuhr zusammen, und fing bitterlich zu weinen an. Jetzt sehnte sie sich wieder zu ihrer Schwester zurück, aber sie wagte es nicht, diesen Wunsch laut werden zu lassen. Wohl aber schrieb sie an Ernestinen einen rührenden Brief, dankte ihr daz

in für alle ihr erwiesenen Wohlthaten, und bath sie herzlich um Verzeihung, daß sie sich einst so ungebührlich gegen sie aufgeführt habe. Die gute Schwester Ernestine verzieh ihr gerne, und forderte sie zur Geduld auf.

Herr Starkmann behandelte Honorien nun mit allem Ernste und großer Strenge. Dieß fiel ihr sehr hart, aber es wirkte wohlthätig auf sie, und war das einzige Mittel, sie zu bessern. Ihr Eigensinn und ihre Halsstarrigkeit verschwand, sie lernte, sich in andre Menschen fügen, wurde bescheidener und überhaupt ein gutes, liebenswürdiges Mädchen.

Als sie heurathete, und sich, mit vielen Thränen, von Herrn Starkmann trennte, sprach sie zu ihm: Ihnen, edler Mann, habe ich unendlich viel zu danken. Daß ich jetzt besser und glücklicher bin — ist ganz Ihr Werk. Ihre Strenge hat mir oft weh ge-

than, aber sie hat mich gebessert. Ewig,
ewig werde ich Ihnen dafür danken."

Honorie wurde das Glück Ihres Mannes.
Bis an ihr Grab segnete sie Herrn Stark-
mann für seinen Ernst und seine Strenge.

8.

Das Rosenfest.

Sidonie war der Liebling ihrer Aeltern
und aller Einwohner von Sonnenthal.
Sie stand in ihrem zwölften Lebensjahre.
Ihre Wangen blühten wie Rosen, und ihr
Auge strahlte so klar und freundlich wie der
Abendstern. Sanft und bescheiden war ihre
Rede, gut gebildet ihr Verstand, rein und
fromm ihr Herz. War es ein Wunder, daß
Herr Thalberg, ihr Lehrer, Sidonien
mehr gewogen war als allen andern Schü-
lerinnen? —

Dieser gute Lehrer war ein großer Kinderfreund. Er stand einer Mädchen-Anstalt vor, die sich sehr vortheilhaft auszeichnete. Auch Sidonie befand sich in derselben, und hatte ihr, in Rücksicht ihrer Bildung, viel zu verdanken.

Herr Thalberg machte sich ein Vergnügen daraus, seine Schülerinnen bisweilen auf eine unschuldige Weise zu erfreuen. Bald machte er mit ihnen einen Spaziergang in einen Wald oder auf einen Berg, bald veranstaltete er ein kleines Concert, und lud sie dazu ein, bald versammelte er sie um sich, und erzählte ihnen, oder las ihnen etwas Angenehmes und Nützliches aus einem Buche vor. —

Alle Jahre feyerten Thalbergs Schülerinnen ein Paar frohe Feste unter freyem Himmel. Die Tage, an welchen dieß geschah, waren für sie die freudigsten im ganzen Jahr.

re. Den ersten Platz behauptete von diesen Festen das Rosenfest, Auf dieses freuten sich die muntern Mädchen oft ein halbes Jahr lang, und jubelten, wenn es nahe war.

Herr Thalberg hatte es bewirkt, daß er von der Stadtgemeinde für die Mädchen-Anstalt ein ziemliches Stück Land in der Nähe des Ortes erhielt. Daraus machte er, mit Hülfe seiner Schülerinnen, einen Garten. In diesen führte er sie oft, ließ sie darinn graben, säen und pflanzen. Waren sie fleißig gewesen, so belohnte er sie dadurch, daß er sie auf einen Rasenplatz um sich versammelte, und ihnen etwas Interessantes vorlas.

Diesen Garten konnte man mit allem Recht einen Rosengarten nennen, denn ringsherum war er, so wie alle Beete in demselben, mit Rosenblüthen eingefaßt. Bey der Aufnahme einer Schülerinn in dem Mädchen-Institute

wurden zwey Rosenstöckchen gepflanzt, und alle Jahre mußte jedes von den weiblichen Böglingen einen Stock setzen. Auf diese Weise entstand bald ein ganzer Rosenhain, den man nicht ohne das größte Vergnügen anblicken konnte. Blühten die Rosen: so verbreiteten sie einen Wohlgeruch, der alles von Wohlgerüchen übertraf.

Herr Thalberg führte dann öfters seine Schülerinnen hin, machte sie auf die blühenden Rosen aufmerksam, und sagte zu ihnen: „Sehet an die schönen, lieblichen Blumen. Sie sind ein Sinnbild der Anmuth. Seyd ihnen gleich, zeichnet euch aus durch freundliche Sitten und liebreiches Benehmen. Sie sind schön, doch prahlen sie mit ihrer Schönheit nicht. Seyd ihnen ähnlich, und laßet die Bescheidenheit unter euern Tugenden nicht fehlen. Welchen sanften Farbenschmelz, welche liebliche Reinheit

erblicket ihr an den Rosen! Seyd ihnen gleich! Ueber euer ganzes Wesen ergieße sich der Reiz weiblicher Sanftmuth, und nie entweihe euer Herz irgend ein sinnlicher Trieb oder eine tadelhafte Regung. Es sey rein und bleibe rein und fromm, bis es zu schlagen aufhört. Dann werdet ihr auf Gottes Erde dastehen und gleich den Rosen blühen; ihr werdet Wohlgefallen und reine Freude um euch verbreiten. Aber vergeßet auch nicht, daß diese Rosen nicht ewig blühen; es wird nicht lange währen, so ist ihre Pracht dahin. Auch euch stehet dieses Schicksal bevor, auch eure jugendliche Munterkeit und Lieblichkeit schwindet mit den Jahren dahin. Leget daher kein zu großes Gewicht auf das Vergängliche, sondern strebet nach dem, was unvergänglich ist, was ewig währt; strebet nach Bildung des Geistes und nach wahrer, reiner Tugend.“

Um den Mädchen in Beziehung auf die Rosen den Garten recht lieb und werth zu machen, und seinen Ermunterungen und Lehren einen desto größern Eindruck zu verschaffen, kam Herr Thalberg auf den Einfall, mit seinen Schülerinnen jährlich ein Rosenfest zu feyern. Die Mädchen nannten diesen Einfall den glücklichsten Einfall von der Welt, und das Rosenfest gieng ihnen über alles.

Wurde es gefeyert, dieses Rosenfest, so ward gewöhnlich eines von den Mädchen von dem Lehrer zur Rosenkönigin ernannt, bekränzt, und im Triumph, des Abends nach Hause begleitet.

Als eines Jahres die Rosenzeit herankam, waren Herrn Thalbergs Schülerinnen begierig, wer wohl dießmal zur Königin des Festes werde erklärt werden. Alle fühlten es, daß Sidone die Fleißigste, Artigste und Beste unter ihnen sey, und keine zweis-

felte, daß diese liebenswürdige Mitschülerin Königin werden würde.

Der Festtag war da. Die Mädchen jubelten. Jedes erschien in seinem schönsten Anzuge in der Wohnung des Herrn Thalberg. In einem ordnungsvollen Zuge begab man sich in den Garten. Neben demselben war auf einer großen Wiese ein Zelt aufgeschlagen; und ein Herd errichtet, auf welchem gekocht und gebraten wurde. Die Gesellschaft war groß; denn nicht nur mehrere Aeltern, sondern auch Jugendfreunde nahmen Theil an diesem frohen Feste. Es wurden heitre Lieder gesungen, muntre Spiele vorgenommen, vorgelesen, erzählt, und der Garten mit seinen Herrlichkeiten genau besesehen.

Endlich erschien die glückliche, sehnlichst erwartete Stunde, in der die Königin ernannt und bekränzt werden sollte. Alles war

voller Erwartung, und mancher guten Schülerinn pochte das hoffende Herz.

Herr Thalberg rief Sidonien zu sich, und schickte sie in ein nahes Thal, um dort Berggüßmeinnichtchen zu pflücken. Als sie abgegangen war, versammelte der Lehrer die übrigen Schülerinnen um sich, und erklärte ihnen, daß er Sidonien für würdig halte, Königin des Festes zu seyn.

Alle waren mit dieser Entscheidung zufrieden; denn alle schätzten und liebten Sidonien. —

Es wurden nun Rosen geblüht. Jede Schülerinn durfte deren zwey für sich abpflücken. Ein Rosenkranz lag bereits fertig. Alle Mädchen stellten sich an der Gartenthüre in zwey Reihen. Sidonie trat bald herein. Wie sehr wurde sie überrascht, als sie sich zwischen zwey Reihen von Mitschülerinnen erblickte! Und wie röthete sich ihre Wange,

wie mächtig schlug ihr Herz, als die ganze Gesellschaft die Worte sang:

Sieh' wie alle Deiner warten,
Wie dir jedes Herz entgegen glüht;
Sey willkommen in dem Garten,
Wo, wie Du, so manche schöne Rose blüht.
Wollst uns allen deine Lieb' verleihen,
Und Dich freu'n in unsern Reihen.

Zwey von den Schülerinnen nahmen Sidonien unter den Arm, und führten sie, indem eine dritte ihr Rosenblätter vorstreute, auf einen grünen runden Platz, der ringsherum mit Rosenbüschen bepflanzt war. Alle Schülerinnen umgaben ihn. Zwey derselben traten mit Sidonien in die Mitte derselben. Diese knieete nieder; und nun ward ihr der Rosenkranz aufgesetzt. Alle sangen:

Blühe lang, mit heitrem Sinn,
Holde Rosenkönigin!

Jede Schülerinn beeilte sich nun, der gekrönten Königin einen Liebesdienst zu erweisen; man sagte ihr viel Freundliches, man brachte ihr die schönsten Rosen, und that ihr alles zu gefallen, was man ihr an den Augen ansah. Für die Erwachsenen war dieses Schauspiel so anziehend und rührend, daß mehrere Thränen darüber vergossen.

Unter den schönsten, reinsten Freuden verging der Tag, und heitern Gemüthes zog man des Abends nach dem Städtchen.

Noch immer wird jährlich in Sonnenthal das Rosenfest gefeyert. Sidonie steht jetzt im achtzehnten Jahre, blüht immer fort gleich einer Rose, und ist die Freude ihrer Aeltern und der Stolz des Städtchens. Sonnenthal.



9.

Ernsts Unterhaltung seiner Gäste.

Der Sonntag Nachmittag war den kleinen Gästen, die ihren Freund Ernst besuchten, sehr angenehm vergangen. Jetzt kam der Abend, und die Gäste lauerten heimlich darauf, womit sie Ernst nun belustigen würde; denn wenn unser Ernst Besuch von lieben Kindern hatte, so hatte er sich auch immer etwas Neues ausgesonnen, womit er ihnen die Zeit angenehm hinbrachte. Das Lustige und Schnurrigste brachte er erst gewöhnlich des Abends vor.

Die Kinder waren schon im Zimmer versammelt, und das Abendbrod wurde gegessen. —

„Nun, lieber Ernst, was machst du uns heute? fragte ein Kind um's andere; was machst du uns heute?“

Er, antwortete Ernst, ich mache alles mit, was euch gefällt. Ich spiele jedes Spiel mit euch, welches ihr wollt.

„Ja, ja; sagten die Kinder, das wissen wir schon; du bist immer gefällig, aber du studierest auch immer etwas Besonderes aus; so etwas Neues, hast du heute nichts?“

„Neues? fragte Ernst; Neues und Besonderes? — Das hab' ich ja wohl niemals. Es sind immer alte bekannte Dinge, die ihr bey mir seht.“

„Geh doch! geh doch, sagten die Kinder; du denkst immer das Hübscheste aus, und niemals wird uns die Zeit lang bey dir.“

Unter dem Gespräche wurde so nach und nach das Abendessen verzehrt; und Ernst brachte indessen den Kindern, die sich zu beyden Seiten zu setzen anfiengen, ein Spiel in Vorschlag — ich weiß nicht, welches es war — das denn auch einstimmig angenommen wurde.

„Nun soll's losgehen, sagte Ernst, aber zuvor will ich doch die Lichter puzen!“

Ernst nahm die Lichtpuze, und puzte — das Licht aus.

„Nun können wirs auch, lieber Ernst! riefen die kleinen Gäste; nun können wirs auch!“

„Ja, ja, es begreift sich recht leicht;“ antwortete Ernst, indem er die Lichtpuze nahm, nun das zweyte Licht zu puzen.

— Und siehe — auch das zweyte Licht puzt er aus.

Die Kinder jubelten in der dicken Finsterniß, welche im Zimmer war, und wollten eben alle aufstehen, und im Finstern herumtappen im Zimmer, und sich haschen, und einige wollten auch Licht holen.

„Nein, ich bitte, sagt Ernst, bleibt ruhig an euren Plätzen. Wir könnten uns sehr leicht die Köpfe verstoßen; gleich werde ich Licht schaffen!“

Aber Ernst gieng nicht Licht zu holen — er suchte vielmehr in einem Wandschranke.

„Nun? fragten die Kinder; was machst du denn da? Kannst du dich denn nicht finden? Die Lichter stehen ja mehr links.“

Aber während die Kleinen fragten, zeigte sich unerwartet ein heller Lichtkreis an der Wand, und in dem Kreise stand ein seltsamer Menschenschatten, mit grimmigem Gesichte und großem Schnurbarte; in der

drohenden Faust hielt er einen Säbel, und auf dem Kopfe trug er einen Turban mit einer hohen Feder.

Aller Kinder Augen waren auf dem lichten Kreis und auf dem Mann im Kreise gerichtet.

„Ach! was ist das?“ fragte nach einigen Augenblicken eine Stimme.

„Schauens meine Dam und (Herrn) (nun hob Ernst jetzt in hochtrabenden gebrochenen Deutsch an) Schauens; das sind allerwollkist Mohrenkönig, im Monomotapa, dort hinten auf die Erd ein gros Eisklos ist, daß kein Mensch mehr lebe dort könne.“

Schauens, das großen König das Frohen König aber über zwei tausend Millionen Underdan; über welk sein Maiestat hat Regiment für. — Mit die großer Schwerdt, das sie da sah, hat er zwei tausend Mann, die Kopf auf ein Streich

ab, so viel Gewaltigkeit aben allerhöchst dieß
selb in seinem Arm; und dabei ein Stimm
wie ein Brülllöw.

„D, lüg nur nicht gar zu toll, du
fremder Mann,“ rief Amalie Ernsts
Schwester.“

„Lügen! fuhr Ernst fort: oh perdonir;
ik lügen, niemals, ik aben selbs da keweß;
ek aben alle kesh mit dieß mein Kukaug.
Ik aben kehör die Brüllstimm mit mein
Thrlapp ik ab keshmaus mit seiner Maiez
stät, ich aben ihr kemaß mein Stückkunst
(Kunststücke) nu sie seyen so kontentir von
mein Sak, das Sie aben gedans vor Verz
gnük!“

Die Kinder konnten vor Lachen, bey
der possirlichen Sprache Ernsts, nicht mehr
verstehen, was er sagte, und so mußte er
freylich aufhören. Aber sie hatten sich
kaum ausgelacht, so batn sie auch schon,

weiter fortzufahren, und ermahnten sich
untereinander, ja nicht zu lachen, indem
doch jedes selbst kaum das Lachen verbeiz
ßen konnte, und immer einmal mitunter
losbrach. —

Ernst läßt ein neues Stück vortreten,
und das Lachen hörte auf.

Im Lichtkreise lag mit weinendem An
gesicht ein kleines Kind auf der Erde. Ein
großer Knabe stand dabey, und drohte dem
Kinde mit geballter Faust. Im nächsten
Felde, welches folgte, stand eine Frau, die
mit dem aufgehobenen Stock in der Hand,
dem großen Knaben nachsetzte.

„Das sind ein groß Unthier von schlecht
Jung; das abens klein Bruder keshlag, weil
kein Bruder aben gewein verllinger; weil klein
Bruder nik aben wollen stillsig auf die Erd, inz
des die Bengel wollen geh spielen. Die Barbar,
die Unmensch, aben kehät kein Erbarm mit

die arme klein Kinde; sondern gewaltig drauf losgeschlag, und getret mit der Fuß.

O arm lib Kinde! du ast vil schlimm: du sitter schon, wenn du zum groß Brus der solle. Er sollt diß aben lib, rekt von Erzen lieb; und grad erschlaken dich so sehr.

Aber schauens da kommt die Mutter. Sie ats kesh, wie unmenschlich der krosß Barbar das kleine Bruder traktir: sie ab alles erfahr. Sie will ihn mit der Steck (Zerhauen) daß ers soll fühl. Schon rekt, sehr rekt schlakens su Frau; schlakens aus aller Kräft su; der Böswikt ats verdin. Und ich will ihr elf, wenns niß mehr kan. Er muß wiß, das Schläg toeh thun. Und dann muß ste ihn laß ungern, die abscheus lif Knab; um ihn maken su rese, das Unger weh thun, bis er vor Unger wein,

wein so vil wie der klein Bruder aben ges wein, in seine großer Angst."

Die Kinder lachten nicht bey diesem Stücke.

Den Text des possirlichen Deutsches, hatte doch Ernst so viel Weiches in seiner Stimme, daß die Kinder sehr ernsthaft blieben, und daß sie fast anfiengen, das kleine weinende Kind des Schattes zu bedauren.

„Sie aben niß lachen bey diesem Stück? fuhr Ernst fort; aber das sollens auch niß. Solch Stück? aben keineswegs sum lachen gewesen, sondern vil ehe su wein über solek Schändlikeit man muß, daß man nie lache; man soll Bürn, man soll aben groß Mißfall daran."

„Aber nun, Ernst, bathen die Kinder, nach einer ziemlichen Weile, gieb uns auch

wieder ein lustiges, wie das vom Mohrenkönige.“

„Ein lustig noch, befehlen Sie? — Wohl, Sie sollen aben nog eins!“

Zwey neue Felder traten nach einander in den Lichtkreis. Auf dem ersten waren auf einer Leine lauter Puppen aufgeknüpft, und jedesmal war eine todte Ratte zwischen zwei Puppen beym Schwanz aufgehängt. — Auf dem zweyten Felde standen zwey Knaben und zwey Mädchen, die mit den Händen einander droheten, und sich mit grimmigen Gebärden ansahen. Sie schienen im heftigen Zank mit einander zu seyn.

„Da könnens nun schauen, hob Ernst an, nachdem sich die Kleinen erst gehörig die Schattengestalten betrachtet hatten, das Stück sehen Sues (zuerst, anfangs) recht schmurlig aus, seyns aber am End gar nik. Verstehens wohl; die klein swei Mamselln, und

und die swei Knab seyn die Bruder von der Mamselln, u aben sik mahkt ein Spasßen; haben die klein Puppiki genommen; u geenkt (gehängt) in dieser Seil, u aben geniff (geknüpft) dazwischen die toder Ratte, an ihr kroße lange Schwans, die sich aben in der Fall über Rack (Nacht) gefang „da wollen wir uns maken eine rekte Spasß, abens kessag, eine rekte lustigen Spasß“ u aben gelupf (gehüpft) über das erelik (herrlich) Fall ein (Einfall).

„Es ist ein dummer Einfall, unterbrach jetzt Ludwig, mit einiger Entrüstung, Ernsts Rede; das konnten sie bleiben lassen!“

„Schon rekt; ganse rekt, mein brav Sing Herrchn, fuhr Ernst fort; so spreck ick auk; ein sehr dummer Einfall. Da könnens seh, wie erbittert die Schwester sey. Sie schimpf, sie spetakel gegen der Bruder;

sie sprechen das seyn schlecht, das seyn sehr schlecht; sie drah'n auf su spielen ein Streich. Und die Bruder wollen nick leiden der Schimpfwort, u wollen aben kroße Recht, u schimpfen auch wieder.

„O sehr thöricht Kinder! Nun aßen stets, nun seyis sehr aufgebracht legen einander, kar sehr, u können sich nick aben lieb u sehen sich der-ganser Tag mit krimmiger Aug an; u denk, wie sie sich wolten ärger. O ein alber Späße! man soll wohl spaße, aber man soll sich vorseh, obs Niemand sein arkerlich u empfindlich. Man muß das man nie mak solk Späße, der an der fatal seyn.

Es seyn ein häuslich Stück, u lang nick so lustig, als ich aben gedacht! — Passiren vorbei.

Ein Paar andere Stücke kamen dran. — Ein Knabe hat sich auf einen Kahn gewagt,

und rudert denselben bis auf die Mitte des Flusses.

Aber da kommt er, auf dem zweyten dazugehörigen Stück in die Ströme des Flusses hinein, und weiß sich nicht zu helfen.

„Ger abens, began Ernst, ein kar feck u unverständig Burschen. Vater abens ihm kesselt oft, daß man soll seyn vorsichtig, Mutter at ihm kebetet, erzlick, sollt sie nehmen in akt, sollt nick seyn so vorwissig. Aber es seyn ein sehr leichtsinnig Knab, u aktens keintweg das Rath der Aelter. Es abens wollen kesspazir, ein weiß über der Wasser mit der Kahn sind flughs worden losmagt vom Ufer, u der unverständig Knaben, denk an kein Fahr; es jubel, es schrie u sing vor Freud, u bild sich ein su seyn ein kroßen Eld. — Es wollen suchn su der Spielkamerad.

„Jetzt nicht fahren kann allein; ganze allein: Ich aber fahren ein Stund, zwei Stund, der Fluß. Ich machens vortrefflich!“

Aber nun schauens jed! in welch Noth, in welch Verweiflung, der unverständig Kind seyn. Es breiten aus sein Arm nach Hilfe; es stehen auf sein Angesicht alle Entsetzen; es schrei mit ganzer Kehle: „Helfe, Helfe!“ u kein mand örn das Geschrei Angst. Ich kein Mann sehen, in ganzer Umkreis umher, der Kahn hüpf — der Kahn danse auf die Wellen hoch u tief; er werden feschleudert dahin, dort hin; er werden geworf, die Läng u die Rwer, — o unglücklich Kind! wenn du muß ersauf, wenn du muß umkomm; o dein arm Mutter! o dein traurig Vater! O Erleid groß! sehr groß!

„Merke sie sich das, lieb Kindge, u seyn hübsch vorsichtig, u solken hübsch der Vater u Mutter.“

Das war hübsch, das war recht hübsch, lieber Ernst, versicherten die Kinder. Aber nun noch ein ganz Lustiges, ein recht Lustiges.

„Ja kwiß, sagte Ernst, ein ganze, ganze lustig nun!“

Ein Seiltänzer trat an die Wand, der seine Künste machte. Das Volk begaffte ihn. Hanswurst machte sich unter den Hanssen durch Narrenmühen und Tacke kenntlich.

„O ein großen Auf Volk! ein großen Auf Leut. Was wollen sie? Sie woll seh die Pos Narren, die vil berümt Seilhüpf, welcher machen seine Stückkunst, sie kann hüpf überall aus (Häuser) weg mit einer

Fuß; Sie könn Spring bis in die Wolken, mit swei Bein; sie könn dans ein Menuet mit drei Bein; sie könn dans uns frisch, masurisch, kriechisch, turgisch; sie könn dans in alle Sprachen, auf der Seil. — Ach sehens, jetzt komm die Auptsack — Er springen einen krosß Sprung, von einem End der Seil bis sum ander, u brausen dasu kar kein Bein, kar kein Wein: auf kein And (Hand) u gar kein Körper. Er mak es krosß Ding! Er mak sich unsichtbar — in ein Keller, dans auf kühend Eis (Eisen) wenns ist worden kaus kalt suvor. Erwerfen sehntausend Madlen hoß in die Luft, u — fangen — kein einzig wieder. Ertrinken auf ein Zuk eine kanse Kreuz Bier aus u verzehr ein Wurst dasu! Und er seyn wohlfeil — er nehm für all krosß Kunst ein dreier oder swei dreier, und sey damit völliß verknüßt. Die Pöwel

betrakt ihn, für ein krosse Mann; — daschauens den mit der krosß Maul — den mit der langen Naß, den mit der krosen Peruke; sie sehen ihn all mit weite Augen an; sie spreck: „Das seyn ein versweisfelt Mann. Er kenn alles!“ Und sie heb ihm für so unaussprechlik Verdienst, kern ein Dreier.

Er merkens wohl den, den Ansewurst (Hanswurst) er — er mak die Zeit zu laschen. Er sez an; er will thun ein kewaltik Sprung, u fallen auf die Naß, u er heb ein kreilich Reschrey. Er will heb auf der Kopf, umburselt hin, mit der gansen Leib; u hink ein Weil kaus tahn. Alle Welt mak er lustik — alle Welt lach über ihn; aber ihn respektir doß kein mand; ihn verakt der kanse Haus, als ein schlechte Mann. Ich nehm mit dran eine Lehr —

ich werd aufören um su behalt mein Respek bey dieser kleine Persone.

„D hör' noch nicht auf! riefen die Kinder; hör' noch nicht auf!“

Aber Ernst entschuldigte sich, daß er ganz müde sey.

Da bathen ihn die Kinder nicht weiter; sondern bedankten sich für das Vergnügen, das er ihnen gemacht hatte.

„Du hast doch immer schnurrige Einfälle,“ sagten sie.

„Ja, sagte die Schwester Amalie, die hat er, der Ernst macht uns immer viel Spaß.

„Ja, Ernst macht viel Spaß,“ riefen die Kinder, indem sie ihn liebkoften, und ihm zugleich das Beisprechen abnöthigten, sie nächstens einmal wieder mit der Zauberlaterne zu belustigen.



10.

Das fremde Kind.

6

Ziemlich spät an einem Sommerabende, sind Feldbachs Kinder von ihrem Spaziergange nach Hause zurück gekehrt, indessen die Aeltern erst in einer Weile nachkamen. Sie waren auf dem Rückwege von einem Freunde hereingerufen, und verweilten noch einige Augenblicke bei ihm.

Die Kinder traten in das Wohnzimmer ein, voll Freude über die Milchkaltschale, die sie verzehren wollten. Aber vor

Erstaunt blieben sie wie eingewurzelt und stumm an der Stubenthüre stehen, ohne den Muth zu haben, sich dem Tische zu nähern, auf welchem die Milchkalte schale wirklich aufgetragen, die Teller herumgesetzt, und die Löffel gelegt waren, denn dort an dem Tisch saß ein unbekanntes Kind, ein Mädchen, in einer fremden, unbehülflichen Tracht. — Es schien Baurentracht zu seyn. Das Mädchen saß am Tische nicht bloß, es aß auch: es hatte sich seinen Teller vor Milchkalte schale genommen, es schiene es sich herrlich schmecken zu lassen, und war gar nicht verlegen, als Feldbachs Kinder hereintraten.

Die Kinder waren bestürzt; sie konnten kein Wort sagen; sie sahen starr auf den Tisch hin, und ärgerten sich heimlich über das unverschämte Mädchen, das ohne Umstände hineingekommen war, und sich wohl

schmecken ließ, wiewohl es gar nicht ins Haus gehörte. — Aber sie getrauten sich doch nicht es anzureden.

„Na,“ fing das Mädchen in einer groben, fremden Sprache an, „wat steht gih da? — Nahmt den Löpel und äith mit!“

(Nun, was steht ihr da? Nehmt den Löffel und eßt mit.)

„Sieh doch, sagt Heinrich, der älteste Knabe; du bist ein höflich Kind; ich glaub gar, du nöthigst uns; aber wer hat dich denn genöthigt?“

„Ek lat mi nich nödigen, antwortete das Mädchen; eß lang tau.“

(Ich laß mich nicht nöthigen, ich greife zu).

„Wo bist du denn her? — Wie bist du doch herein gekommen? — Du kannst nicht hier bleiben! — Wer hat dir denn erlaubt zu essen. — Du gehörst nicht her-

ein!“ — riefen jetzt die Kinder alle unter einander, mit lauten Stimmen.

„Na, na, help Gott! sagte das Mädchen, man duse, man duse: tost man mich so. Ich will jo gig Bescheid geben un gih möt miß so ofgüßig up dat Betchen Koltzschal sein. Eck bin von Kommenthureihof weit, weit von hier!“

Nun, nun! helf Gott; nur sachte, nur sachte! Nur nicht so einen Lärm verführt, ich will euch ja Auskunft geben. — Und so abgünstig müßt ihr nicht seyn, des Bißchen kalte Schale wegen. — Ich bin weit, weit her von einem Kommenthureihofe?

Die Kinder hatten das wenigste verstanden; und wußten nicht, was sie mit dem Mädchen machen sollten. Die Dreistigkeit desselben ärgerte sie, und setzte sie in Verlegenheit. Sie wünschten, die Nel-

tern möchten nach Hause kommen. Sie traten zusammen; sie flüsterten heimlich; sie waren einig, das Mädchen müsse fort, und keines hatte das Herz es ihr zu sagen. Sie wünschten alle, daß jetzt nur Karl da seyn möchte, der Beherzteste unter ihnen alle. Aber Karl war schon seit Monaten, bey seinem Onkel.

In ihrer höchsten Angst kommen die Neltern herein; und alle Kinder bestürmten sie mit der Nachricht von dem seltenen Mädchen mit der wunderlichen Sprache, das dort am Tische sitzen blieb, und auch jetzt mit seinem Löffel in der Hand, die Neltern dreist und kock ansah.

Die Mutter betrachtete, das Kind recht aufmerksam und lächelte. Der Vater betrachtete es und lächelte auch.

„Kind, sagt die Mutter, wo bist du denn her?“

Ik bin weit von hie, sehr weit; ek bin
dorch en grot Holz gekommen, und dorch
ne grote Stad, un dorch vil lütke Dör-
fer, un nu bi ek da."

(Ich bin weit, sehr weit von hier; ich
bin durch einen großen Wald gekommen,
durch eine große Stadt, und durch viel,
viel kleine Dörfer, und nun bin ich da!)

„Mutter verstehst du denn das Zeug
alle, fragten die Kinder? —“

„Ja doch, ja antwortete die Mutter —
habt nur Geduld! Die Mutter fuhr fort
zu fragen.

„Wie bist du denn hieher gekommen?
— Und wo willst du denn hin?“

„Ik ich will nirens hin; ik will hir gera-
tau Hus seien; de grot lang Mann mit
dem swarten Bart, hat mek her bracht,
da blief mein Krobbe, hat e seggt; rek mag

beck mi länger; hir wärn se beck wohl
upnehmen; seihn se sau bin khekommen.

(Nirgends will ich hin; hier möchte ich
gern zu Hause seyn. Der große lange Mann
mit dem schwarzen Bart hat mich herge-
bracht. „Hier bleib nur, Kleine, hat er ge-
sagt, ich mag dich nicht mehr; hier
werden sie dich ja wohl aufnehmen! —
Sehen sie, so bin ich hergekommen!“

„Wart nur, ich will dich gleich wieder
fortbringen! du kleine Unverschämtheit!“
sagte die Mutter, mit großem Ernst und
gieng hin einen gewaltigen Stock zu ho-
len, um das fremde Mädchen damit fort-
zutreiben.

Aber die Kinder, welchen der Vater
die letzten Worte des Mädchens hatte ver-
dolmetschen müssen, liefen bittend der Mut-
ter nach, und hielten sie am Arm.

„O Mutter! riefen die Kinder, du wirst ja das arme Mädchen nicht schlagen;“ sie bedachten, daß es nun nicht wissen würde, wohin, und wurden weichherzig. Ein Paar Tage meyneten sie, könne die Mutter das Mädchen wohl behalten.

„Nein, nicht einem Augenblick, sagte die Mutter; holte den Prügel, alles Bittens ungeachtet, und bedrohte das Mädchen damit. Nun leg deinen Löffel hin, und geh, sagte sie zornig; oder nimm deinen Rücken in Acht!“

Aber das Mädchen sah ihr dreist und fest ins Auge, und sprach: „Sei wärn meck do miß Schlan; sei seihn vil tau freundslich ut; sei werden meck behollen.“

(Sie werden mich doch nicht schlagen — Sie sehen viel zu freundlich aus. Sie werden mich behalten.)

„Dich behalten? rief die Mutter, in dem sie drohender und höher den Stock hob, nimmermehr.“

„O Mutter!“ flehten die Kinder — aber die Mutter kehrte sich nicht daran.

„Nimmermehr, wiederholte sie; zu scheinst mir gut essen zu können; aber schlecht zu arbeiten!“

„Arbeiten? erwiederte das Mädchen lächelnd, arweiden kann eck. Eck will Hus fegen, eck will deil schüren, eck will spinnen, unknütten; eck will alls daun, dat kank wohl.“

Arbeiten? — Arbeiten kann ich. Ich will das Haus kehren; ich will die Dielen fegen, ich will spinnen und stricken, ich will alles thun. Das kann ich wohl!

„So? sagte die Mutter, und ließe den Stock etwas sinken. Das kannst du —

das ist etwas anders. — Aber weh dir, wann du es nicht kannst. —

Holt einmal das Spinnrad."

Das Spinnrad wurde geholt, das Mädchen mußte sich daran setzen — und konnte nicht einmal recht treten.

„So, sagte die Mutter, so kannst du spinnen? — so wirst du wohl auch stricken. — Den Strickstrumpf her!"

Mit dem Strickstrumpf gieng es, wie mit dem Spinnrad; das Mädchen konnte keine Nadel halten keine Masche aufnehmen.

„O Lügnerinn! rief Heinrich unwillig. Die Lügnerinn da will ich gewiß die Mutter nicht bitten sie zu behalten."

„Ja bis morgen? bis morgen doch, liebe Mutter! riefen die andern.

„Nä, sagte das Mädchen, geh möt me länger behalten wo, es bleibe fast gar nicht bei gu, es komm wohl spinnen und knü-

ten; oberst es hewe mein Wollen nicht; es hewe meine Wulle nicht, nur Wulle es tau fun."

(Nein, ihr müßt mich länger behalten, oder ich bleibe sonst gar nicht bey euch. Ich kann wohl spinnen und stricken, aber ich habe meinen Spinnrocken (Spinnrad) nicht; ich habe meine Wolle nicht, eure Wolle ist zu fein.

„Töf man lütie Lork, sagte jetzt halb lächelnd die Mutter, dau möest me wästen, wat spinnen und knütten ist — Wei wilt glück sehn, wer dau bist."

(Wart nur, kleine Krotte, du magst mir wohl wissen, was Spinnen und Stricken ist! — Wir wollen gleich sehen, wer du bist!")

Die Kinder waren erstaunt, eben so die Mutter sprechen zu hören, wie die Fremde; und verstanden kein Wort von der

Fortsetzung des Gesprächs. — Aber sie verstanden bald, was die Mutter wollte, als sie dem Mädchen die Mütze abband, die Jacke auszog — und den obersten Rock abnahm; Trotz des Widerstrebens des Mädchens, — das Mädchen schien ihnen gleich anfangs ein wenig zu dick und unnatürlich angezogen, und doch dabey auch von Fern her bekannt.

Rock, Jacke und Mütze waren kaum herunter, so lag auch ein hübscher Knabe der Mutter und dem Vater in den Armen.

„Karl! Karl! schrien mit lauter Einstimmigkeit die Kinder. Du bist es?“ und umschlangen den Bruder, der nach einer Abwesenheit von vier Monaten wieder gekommen war.

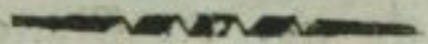
„Karl! riefen sie; wo kommst du her?“

Warum hast du dich verkleidet? — Wer hat dich gebracht? — Wer ist der große Mann mit dem schwarzen Bart?“

Eben trat der große lange Mann mit dem schwarzen Bart aus dem Seitenzimmer herein, in welchem er so lange verborgen gewesen war. — „Ich bin es,“ sagte er. Es war der Mutter Bruder, bey dem sich Karl so lange aufgehalten hatte.

Die Umarmung und der Jubel aller, dieses Fragen, und Antworten; — Alles unter einander verwirrt, dauerte noch eine ziemliche Weile, ehe man zum ruhigen Besinnen und Sprechen kam. — Tausend Liebkosungen empfing der Onkel und Karl; und nach vielen Wochen mußte Karl den Geschwistern in der wunderlichen Sprache — so nannten sie die fremde

Mundart — vorsprechen, die er in einer
Gegend gelernt hatte, in welcher der Dns
fel wohnte.





II.

Der Geburtstag.

Karl war kaum acht Tage wieder anwesend, als sein Geburtstag einfiel. Die Aeltern beschenkten ihn, und der Onkel, welcher auch noch da war, und erst in einigen Tagen wieder abreisen wollte. Aber die Geschwistlichen schenkten dem Bruder nichts, wiewohl Karl so halb darauf ein wenig gerechnet, und schon bey sich gedacht hatte, was werden sie mir geben. —

Der Mittag kam heran, und die Aeltern fragten die Kinder: „Was werdet ihr Karl geben?“

„Ach lieber Karl, hob Heinrich an, nimm es ja nicht übel; wir haben nichts vor dich. Du bist so lange weg gewesen, und wir dachten gar nicht, daß du kommen würdest — und da haben wir unser Geld — —

„Aha, sagte Karl, ich merke schon; das Geldchen habt ihr verthan — Nischelchen dafür gekauft — Zuckermandelchen; und der arme Karl bekommt nichts.“ —

Ja leider, leider antwortete Heinrich; so ist es beinahe; und es thut uns gewiß recht weh. Wenn wir nur wüßten, was wir dir geben könnten. — Wir haben uns schon gestern und heute bedacht — komm, suche dir von unsern Sachen was aus, was

was dir gefällt, und nimm es; wir geben es dir recht gern.

„Ja gewiß, wir geben es gern, sagten die andern, nimm es nur.“

„Ey bewahre, erwiederte Karl; wer auf Reisen gewesen ist, wie ich, der ist nicht so unartig, seinen Brüdern und Schwestern ihre besten Sachen zu nehmen; er wartet bis wieder Geburtstag ist, dann bringen sie ihm einen ganzen Tragkorb voll Geschenke; Mandlen und Rosinen, Braten, Würste, Weste und Röcke, Stiefeln und Schuhe — und das will ich abwarten.“

„Ey das ist viel; was du haben willst, das ist sehr viel, rief Minchen, die Jüngste, da müssen wir ja das ganze Jahr sparen.“

„Ja wohl, sagte Karl; freylich müßt ihr sparen; kann nun einmal nicht helfen. Es muß ja vor zwey Jahre gelten.“

„Die Kinder schäkerten noch eine Weile über die Geschenke, und schienen dann nicht mehr daran zu denken. Aber Karl dachte wohl noch daran, ob er heute ganz leer ausgehen würde, bey den Geschwistern, — und er ergab sich darein, als er auch bey Tische nichts empfing.

Man hatte abgegessen, und gieng bald nachher in den Garten, wo Aeltern und Onkel in einer kühlen Laube den Kaffee trinken wollten. Alles zerstreute sich im Garten dahin und dorthin, und alle erlabten sich des schönen Tages und der milden Wärme. Die Kinder sahen nach, wo eine Birne oder ein Apfel sich zu röthen anfieng, und wo eine Pflaume blau wurde, und zeigten es mit großem Jubel den Aeltern an.

Der Kaffee kam, und Karl wurde abgesendet den Zucker zu holen, und die Tos-

backspfeiffen, welche vergessen waren. Er wunderte sich als er zurück kam, daß er keines von den Geschwistern mehr im Garten fand. Er fragte, wo sie wären; die Aeltern sagten, sie wären noch vor wenigen Augenblicken da gewesen, vielleicht seyen sie ins Nachbars Garten, wo sie öfters hingiengen, weil sie die Erlaubniß dazu hatten.

Karl suchte sie, und fand sie nicht — Er gieng sogar wieder ins Haus zurück, und fand sie nicht.

Das ist närrisch, sagte er; die haben sich unsichtbar gemacht, und sind überall Berge. — Karl setzte sich zu den Aeltern in die Laube.

Nicht lange hatte er hier gefessen, als sich hinten im Garten, hinter dem letzten großen Gebüsch, eine wunderliche Musik,

ein Knarren, Peitschen, Klatschen und Pfeisfen und Trummeln erhob.

„Was ist das, rief Karl, und stand auf. — Das kommt aus dem hintersten Gebüsch,“ sagten die Kelter, und erhoben sich von ihren Sizen.

„Gewiß, das sind die Brüder und Schwestern, sprach Karl. — darum waren sie auch vorhin nicht da.“

„Es ist wohl möglich, antwortete die Mutter; wir wollen es gleich sehen!“ Man gieng nach dem Gebüsch zu, in welchem der Lärm immer wilder und gräuellicher wurde, und immer verworrener und schreyender heraufstiege; man hätte sich die Ohren zuhalten mögen.

„Heraus da, rief Karl, als er ankam, und still mit eurem häßlichen Lärm!“ Aber man hörte es kaum, was er rief. Doch auf einmal verstummte alles. Karl wand

sich durch das Gebüsch hindurch, bis er auf den freyen Platz kam, welchen das Gebüsch einschloß.

Welche abscheuliche Gestalten sahen ihn da an — alle klein, wie die Zwerge, aber alle mit alten Gesichtern, mit langen rothen Nasen, mit breiten Mäulern und mit häßlichen Trachten. Dort stand ein altes kleines Weib, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe, mit einem Korb auf dem Rücken, und über der Pelzmütze einen Kranz von Rosenlaub und Grasblumen; hier ein alter kleiner Mann, mit weiten Pumpsstiefeln, die bis an die Mitte des Leibes hinauf giengen, mit einer großen zerzausten Perücke auf dem Kopfe, und ein kleines, dreieckiges Hütchen darauf, und in der einen Hand eine Krücke, und ein Geschöpf mit einer weit schlotternden Mannsjacke, und Weiberröckchen, mit gros

ßen Manschetten an den Armen, und einer gewaltigen Krause vor der Brust, und an den kleinen Füßen die niedlichsten Bänder, nahe — so wunderbarlich waren sie alle, und fast jede hatte etwas in der Hand, was Lärmen machte; diese eine Knarre, die andere eine Schöpfennigpfeiffe; die dritte eine Schalmeie; die übrigen Peitschen, kleine Trommeln und Trompeten, hölzerne Klappen und Kindergeigen.

Die ganze Versammlung stand im Kreise starr und stumm, als Karl eintrat, und sahen den Ankommenden mit starren großen Augen an. Alle hatten die Peitschen, Trommeln und Klappen drohend in die Höhe gehoben; Karl wußte nicht, weder was er sagen, noch auch recht, was er denken sollte. Er sah die Versammlung starr und befremdend an; sie schien ihm so possirlich und lächerlich, und doch überließ

ihn ein heimliches Grausen, und sahe sich nach den Aestern und nach dem Dunkel um, die aber unbemerkt an einer andern Seite hinter dem Gebüsch standen und lauschten.

„Was willst du?“ fragte endlich das alte Weib, mit dem Kranz über der Pelzmütze, den Staunenden trozig.

„Euch auslachen,“ antwortete Karl beherzt. Kaum hatte er das Wort gesprochen, so setzten sich die Gestalten in Bewegung, und tanzten im Kreise herum; so rasselten die Klappen und Schnuren, die Trommeln lärmten, die Trompeten schmetterten, die Geigen kirschten, und Karl, fast betäubt von dem wilden Lärm, sah sich in den Mittelpunkt des Kreises hinein gezogen, der ihn umtanzte, ehe er es selbst wußte, oder dachte.

Der Kreis stand wieder unbeweglich und fest, und alles war still und stumm, da gieng Karl auf die alte Zwerge mit dem Korb auf dem Kopf zu, und zupfte sie bey der Nase. — „Gieb her deine große Nase, Alte! sagte er: aber im Augenblicke erhob sich der Tanz und seine häßliche Musik aufs neue, und alle zogen kleine Ruzthen und Gerten unter den Jacken hervor, und drohten Karl damit. Die Alte aber erhob ihre Ruthe, und gab dem dreisten Knaben einen leichten Streich, und du rief sie dazu, du sey nicht verwegen, und in dem Augenblicke erhoben sich alle Ruzthen und Gerten gegen ihm.

Noch eine kleine Weile dauerte das Getümmel, da gelang es Karln dem Krückensmann mit einem glücklichen Griff die Versruque, den Hut und die Larve abzuziehen! Siehe, da war es Heinrich, der unter der

Larve gesteckt hatte, da warfen auf einmal alle Kinder ihre Larven und Verkleidungen ab, und Karl entdeckte seine Geschwister, und eine Menge von seinen kleinen Nachbarn und Nachbarinnen; nur die Alte mit dem Kranze blieb noch in ihrer Verlarvung, sie nahm ihren Korb ab, und trat damit auf Karl zu: „Da lithet Baurenmäcken! Gih helf wollen ganzen Trackorb full Presfenter. Da heft Git denn kufmal nin, und nehmt verlif. — Nun seth Gi doch, daß wir us ock verkleiden können. — Da kleines Bauernmädchen! Ihr habt wollen einen ganzen Tragkorb voll Geschenke haben. Da habt ihrs denn! Seht einmal hinein, und nehmt vorlieb. — Nun seht ihr doch, daß wir uns auch verkleiden können.

Mit diesen Worten nahm die Alte den Kranz ab, und setzte ihn Karl auf: [die

andern Kinder zogen ihre Larven vom Gesicht; nahmen ihr die Pelzmütze vom Kopfe, und zogen ihr die weite grobe Pumpjacke ab, und es stand schelmisch und lächelnd die Nachbarin Codinie da, die ihre Wurst erst von Karls Mutter gelernt hatte.

Ein fröhliches Jubeln erhob sich unter den Kindern, Karl fand eine Menge kleiner Geschenke in dem Korb. Die Kinder umtanzten jetzt, ohne die Larven und Berscheidungen, und ohne die häßliche Musik, das bekränzte Geburtstagskind noch einmal, und alle waren den übrigen Tag glücklich und froh; und noch lange hernach erzählte man sich da einander von der lustigen Geburtstagsfeier.

30807

1
A Workell.

